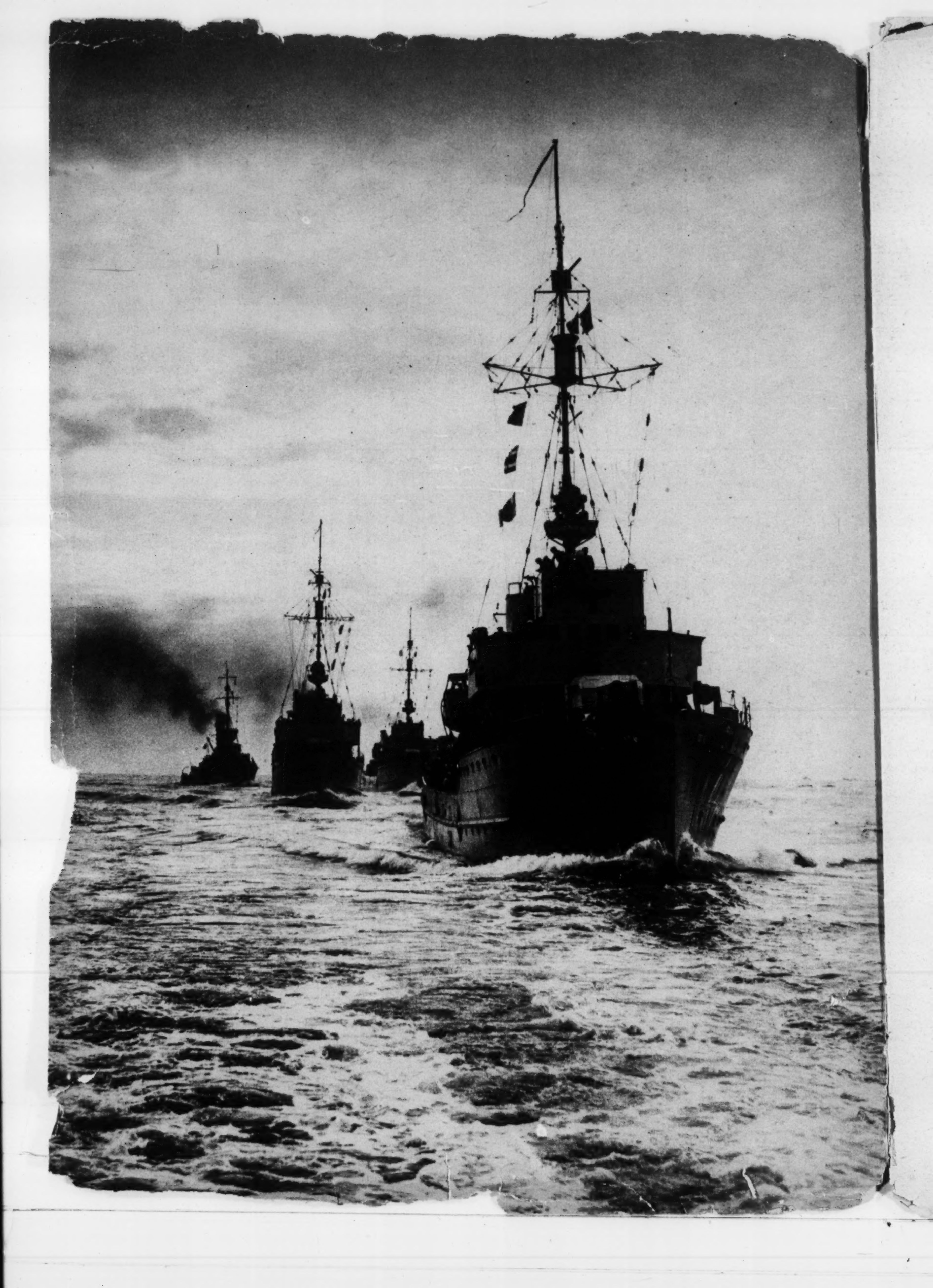
Junge Welt

BERLIN
November 1939 Heft 8
JAHRGANG 1



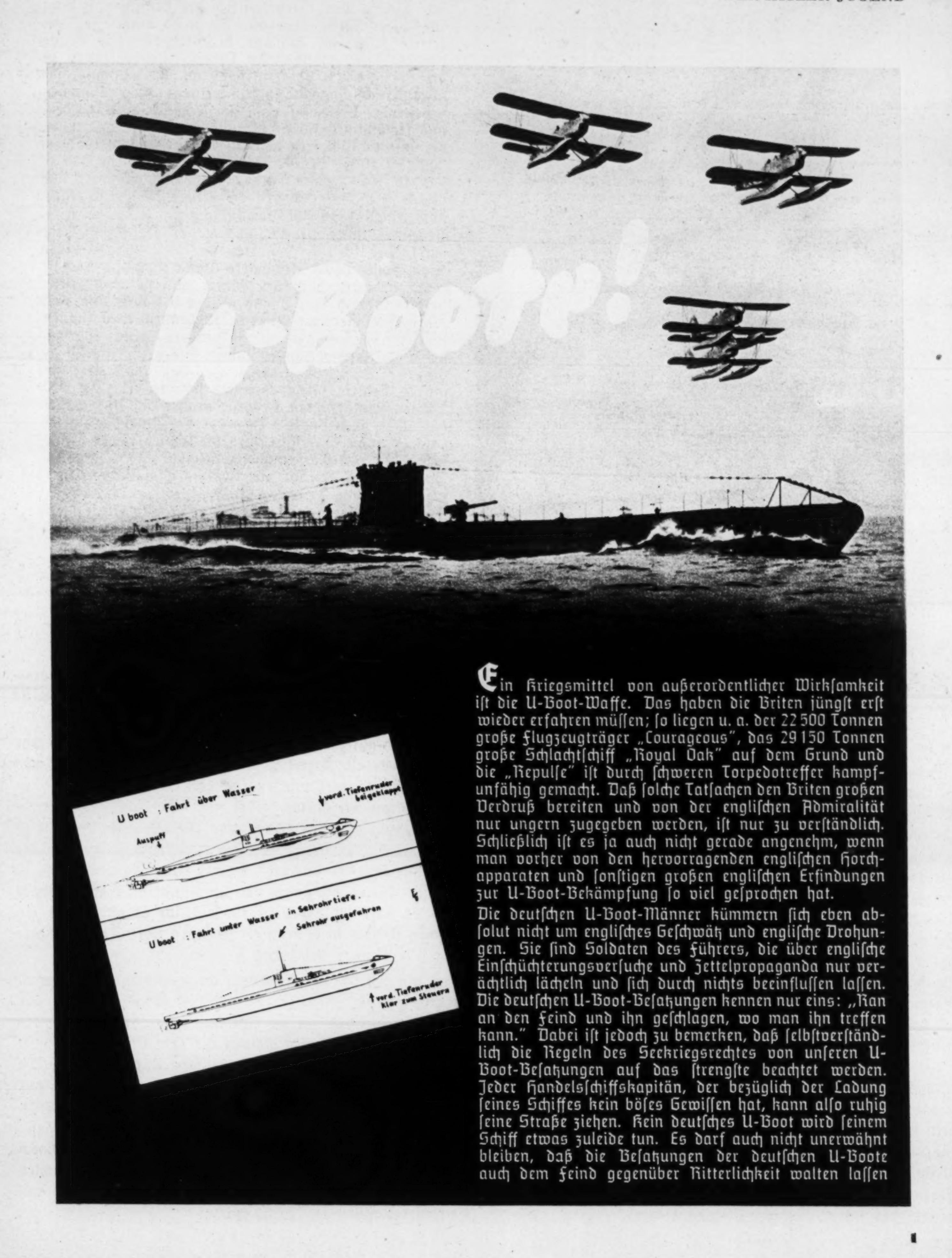
30 Pf.

DIE REICHSZEITSCHRIFT D[ER] HITLER-JUGEND



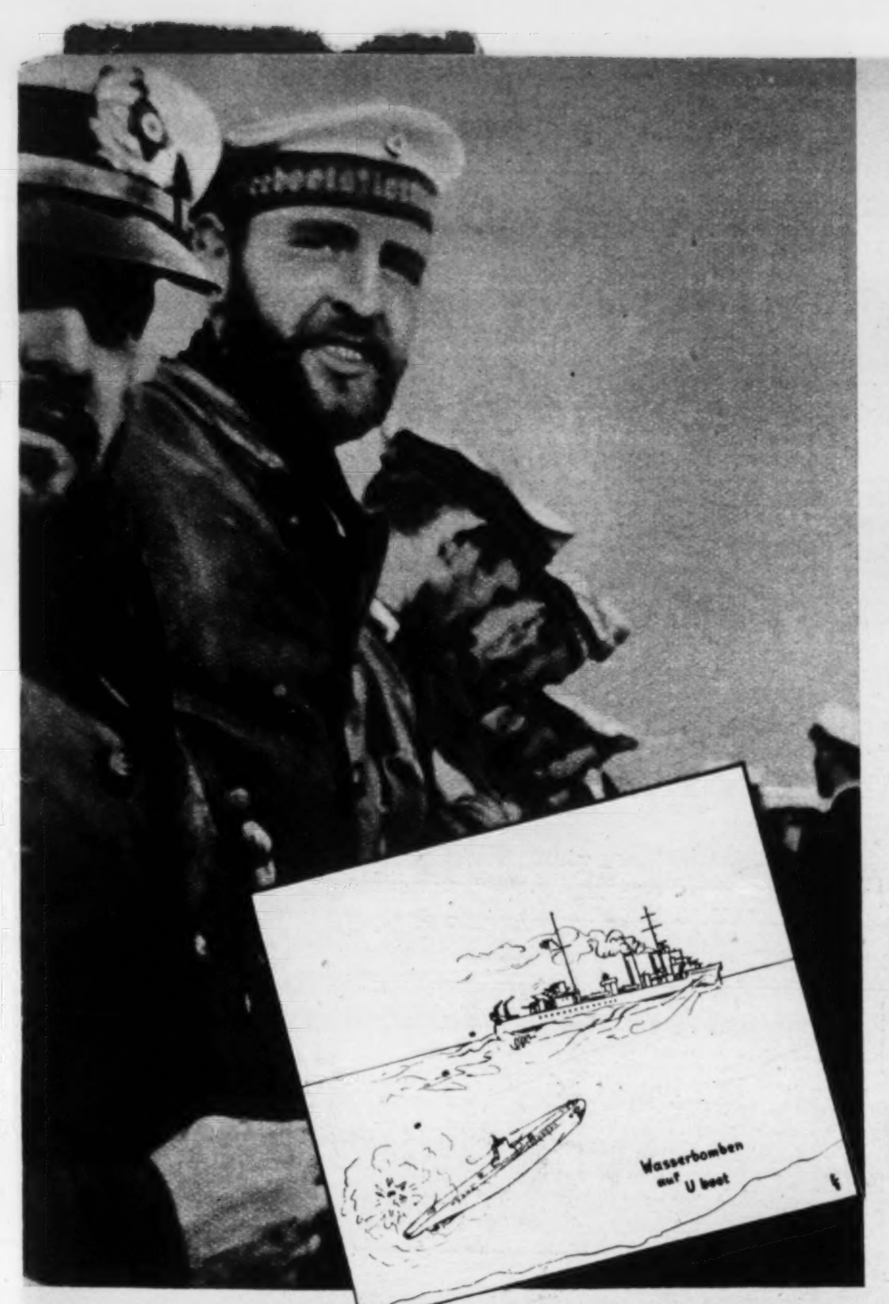
NOVEMBER 1939
HEFT 8 · BERLIN
JAHRGANG 1

JUNGE WELT
REICHSZEITSCHRIFT
DER HITLER-JUGEND



Ein Kriegsmittel von außerordentlicher Wirksamkeit ist die U-Boot-Waffe. Das haben die Briten jüngst erst wieder erfahren müssen; so liegen u. a. der 22 500 Tonnen große Flugzeugträger „Courageous", das 29 150 Tonnen große Schlachtschiff „Royal Oak" auf dem Grund und die „Repulse" ist durch schweren Torpedotreffer kampfunfähig gemacht. Daß solche Tatsachen den Briten großen Verdruß bereiten und von der englischen Admiralität nur ungern zugegeben werden, ist nur zu verständlich. Schließlich ist es ja auch nicht gerade angenehm, wenn man vorher von den hervorragenden englischen Horchapparaten und sonstigen großen englischen Erfindungen zur U-Boot-Bekämpfung so viel gesprochen hat.

Die deutschen U-Boot-Männer kümmern sich eben absolut nicht um englisches Geschwätz und englische Drohungen. Sie sind Soldaten des Führers, die über englische Einschüchterungsversuche und Zettelpropaganda nur verächtlich lächeln und sich durch nichts beeinflussen lassen. Die deutschen U-Boot-Besatzungen kennen nur eins: „Ran an den Feind und ihn geschlagen, wo man ihn treffen kann." Dabei ist jedoch zu bemerken, daß selbstverständlich die Regeln des Seekriegsrechtes von unseren U-Boot-Besatzungen auf das strengste beachtet werden. Jeder Handelsschiffskapitän, der bezüglich der Ladung seines Schiffes kein böses Gewissen hat, kann also ruhig seine Straße ziehen. Kein deutsches U-Boot wird seinem Schiff etwas zuleide tun. Es darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß die Besatzungen der deutschen U-Boote auch dem Feind gegenüber Ritterlichkeit walten lassen



Bärtig und mit harten Gesichtszügen sind die „Courageous"-Bezwinger zurückgekehrt von erfolgreicher weiter Fahrt

und stets für die Rettung der Besatzungen versenkter feindlicher Handelsschiffe gesorgt haben.
Die Taten unserer neuerstandenen U-Boot-Waffe reihen sich würdig den Kriegsfahrten der deutschen U-Boot-Waffe des Weltkrieges an. Die in so kurzer Zeit versenkte feindliche Tonnage bedeutet für den Gegner bereits einen empfindlichen Verlust. Voraussetzung für den Erfolg der U-Boote ist natürlich eine umsichtige und alles berücksichtigende Führung, eine tadellos zusammenarbeitende Besatzung und ein technisch einwandfreies und seetüchtiges Boot. Alle diese Voraussetzungen sind bei unseren Männern und Booten der U-Boot-Waffe in höchstem Maße gegeben. Seit dem Weltkriege hat sich das U-Boot technisch erheblich vervollkommnet; doch ist die Art seiner Waffen die gleiche geblieben. Hinzu kam lediglich die Flak-Bewaffnung.
Versailles hatte Deutschland — der größten U-Boot-Macht der Welt — den Bau von U-Booten verboten. Man wollte uns diese scharfe Waffe endgültig aus der Hand schlagen; doch der Führer gab sie uns zurück! Seit 1935 baut Deutschland wieder U-Boote, und zwar in drei verschiedenen Größen, 250-Tonnen-, 500-Tonnen- und 700-Tonnen- bzw. etwas größere Boote. Alle bisher ausgeführten Konstruktionen sind hervorragend gelungen und stellen technisch das Beste dar, was auf diesem Gebiete bisher geleistet worden ist. Die 250-Tonnen-Boote führen 3 Torpedorohre und 1 Fla-MG., die 500-Tonnen-Boote 5 Torpedorohre, 1 8,8-Zentimeter-Geschütz und 1 Fla-MG., die 700-Tonnen-Boote 6 Torpedorohre, 1 10,5-Zentimeter-Geschütz und 1 Fla-MG. Die Besatzung beträgt pro Boot je nach Größe 23, 35 oder 40 Mann.
Deutschland ist stolz auf seine U-Boot-Waffe. Deutschland weiß, was sie leistet und was sie im Kampf gegen England für uns bedeutet.

KAPITÄNLEUTNANT PRIEN

erzählt der „Jungen Welt"

Kapitänleutnant Prien und seine Männer, die heldenhafte U-Boot-Besatzung, die es fertigbrachte, zwei der größten englischen Kriegsschiffe mitten im eigenen Nest zu torpedieren, die „Repulse", eines der modernsten englischen Kriegsschiffe, kampfunfähig zu machen und das große Schlachtschiff „Royal Oak" zu vernichten, waren in Berlin. Sie wurden zum Lohn vom Führer empfangen.
Zwischendurch, zwischen Empfängen und Ehrungen, sprachen wir Kapitänleutnant Prien und ließen uns von ihm berichten. Er stand vor uns in seinem Zimmer: mittelgroß, schlank, drahtig, straff in seiner Haltung. Er hat eine klare Stimme und helle Seemannsaugen.
31 Jahre alt ist der Held von Scapa Flow. Am 16. Januar 1908 wurde er in Osterfeld in Thüringen geboren. Sein Vater ist Lübecker, seine Mutter Hannoveranerin, und norddeutsch klingt auch seine Sprache. Er wollte schon als Junge zur See. Er befährt das Meer als Offizier bei der deutschen Handelsmarine, tritt dann 1933 als Fähnrich zur See in die deutsche Kriegsmarine ein, kommt im Herbst 1935 als Leutnant zur See zur U-Boot-Waffe, wird 1937 am 1. Januar Oberleutnant und im Februar dieses Jahres Kapitänleutnant. Um den Hals trägt er jetzt das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

„Wie war es nur möglich, daß Sie die englische Sperre durchbrachen und unbeschadet dem Feind zwei seiner größten Schiffe mitten im eigenen Nest zerstörten?"
„Wir waren auf einer längeren Unternehmung, die Nacht war hell. Es war ein Nordlicht, wie ich es selten bisher gesehen hatte. Die See war spiegelglatt, und es juckte uns in den Fingern, denn wir hatten bisher noch kein englisches Kriegsschiff auch nur zu sehen bekommen. Plötzlich waren wir durch die Sperre durch, fuhren dicht an zwei Schiffen vorüber, die als dunkle Schatten dalagen. Es war eigentlich eine Frechheit, ein paar Meter an ihnen vorüberzufahren. Die Engländer haben es aber einfach nicht für möglich gehalten, daß ein deutsches U-Boot hier, in ihrem sichersten Hafen, mitten unter ihnen sein könnte. Sie haben friedlich geschlafen.
Dann bin ich meine Torpedos losgeworden, habe genau gesehen, wie die „Repulse" im Vorschiff getroffen wurde und wie die „Royal Oak" in die Luft flog, — es war dort drüben bei den englischen Schiffen plötzlich der Teufel los. Feuer lohte auf, Brücken zerbarsten. Ein teuflisches Durcheinander. Die Torpedos hatten gesessen! Wir machten uns so schnell wie möglich auf dem gleichen Weg, auf dem wir hereingekommen waren, wieder davon, und auch jetzt kamen die Engländer immer noch nicht darauf, daß dieser Angriff von einem deutschen U-Boot herrühren könne. Ihre Scheinwerfer suchten in der Luft, und als die Wasserbomben platzten, waren wir schon wieder weit weg. Ja, so war es!"

K. G. v. St.

Die Mitarbeiter der „Jungen Welt"

AN DER FRONT

Ihr kennt sie alle, diese Namen. Früher haben sie in der Reichszeitung „Die HJ." für euch geschrieben — dann in der „Jungen Welt". Als der Abwehrkampf in Polen begann, rückten sie alle an ihren Platz als Soldaten. Sie haben euch nicht vergessen: mit ihren Grüßen schicken sie euch diese Worte:

Als Funker in einer Nahaufklärerstaffel war Bannführer Heinz Schwitzke ganz vorn

Polnischer Ziehbrunnen!

Hoch über Baum und Zaun und schiefes Haus
reckt sich der schlanke Balkenhals hinaus,
unbeugsam, wenn nicht Menschenhand ihn beugt,
der in der Demut seinen Eimer neigt.

Wohl tausendmal schon trug die Bäuerin
nacktfüßig ihre leeren Bütten hin.
Und aus dem dunklen Spiegel blickt sie dann
wohl tausendmal ihr eignes Antlitz an.

Am Mittag nur, wenn hell aus dem Zenith
in seinen tiefen Schacht die Sonne sieht,
dringt Licht in seine kühle Dunkelheit,
und einen Augenblick spürt er die Zeit.

Dann steht er wieder in Geduld und harrt.
Vergangenheit ist ihm wie Gegenwart.
Und das, was rings geschieht, so Jahr um Jahr
ist ihm nicht neu und ist nicht wunderbar. –

Doch plötzlich lauscht er schreckhaft aufgestört.
Denn er hört Worte, die er sonst nicht hört,
und eine Sprache, die er nicht versteht,
vielfältigen Hufschlag, welcher näher geht.



Auf einmal aber wimmelt's um ihn her.
Es schnaufen Pferde, Helm klirrt und Gewehr.
Und stürmisch in der Achse ächzt und bebt
der Balken, der den triefen Eimer hebt.

Wie? Sah er das nicht schon vor langer Zeit?
Den gleichen Zug? Das gleiche graue Kleid?
Selbst manch vertrautes, bärtiges Gesicht?
Ihm ist, als waren zwei Jahrzehnte nicht.

Wieder ist Krieg. Er sieht den Feuerschein.
Nach Osten drängt das große Heer hinein
mit Riesenkraft. Und es durchpflügt das Land
im Osten, drauf der alte Brunnen stand.

Noch hockt am Waldrand ja vergilbt und weiß
manch schlichtes Kreuz aus schlichtem Birkenreis
und zeigt, bezeugt seit jenem letzten Zug,
wo dieses Heeres Sehnsucht Wurzel schlug.

Nun kam es wieder, und die Wurzel treibt
Blume und Frucht, die ewig fruchtbar bleibt.
Nun kam es wieder, und sein Hufschlag grüßt
das weite Land, in dem es Herrscher ist.

Der Brunnen beugt sich seinem neuen Herrn.
Sein Sinn ist Dienst. Und dienen will er gern.
Und da er's tief im Innersten begreift,
Glücksschauer über seinen Spiegel läuft.

Heinz Schwitzke
vor Brest-Litowsk im September 1939

Flugzeuge unbekannter Herkunft

Gefreiter Horst Mönnich steht in einer Flak-Abteilung, die — mit den Fliegern — unser Vaterland vor Angriffen aus der Luft schützen

Die Batterie ist eingesetzt zum Schutze einer großen industriellen Anlage in der Heimat. Nicht nur an der Front, auch hier müssen alle Augen wach sein.
Eine sternklare Nacht über dem unruhigen Dunkel des riesigen Werks. Ein Surren, das sich kaum verändert, erfüllt beständig die so unheimliche Ruhe: die Maschinen arbeiten, auch in der Nacht. Hier und da flimmert ein Lichtschein auf – und verlöscht sofort wieder. Die Augen durchbohren den Nachthimmel. Nichts.
Es fängt leise an zu regnen. Ich werfe mir die Zeltbahn über und decke das Geschützrohr ab. Ein leises Schurfen entsteht, als ich die Dachpappe über die noch unbedeckten Sandsäcke ziehe: die Munition muß trocken liegen... Dann saugt das Ohr wieder jedes Geräusch auf.
Plötzlich Motorengeräusche. Mit dem Glas wird Strich für Strich des Beobachtungsraumes abgesucht... „Flugzeug Richtung 11!" höre ich die Stimme des Flugmelders vom Nebengeschütz. „Richtung 11!" wiederholen die andern. Ich blicke in die befohlene Richtung. Es ist unerhört schwer, etwas zu erkennen. Doch da – ein kleiner, dunkler Punkt, der gerade über einen hellen Wolkenfetzen wandert... Positionslampen sind nicht gesetzt. Was für eine Maschine? Da flammen die Scheinwerfer auf, werfen grelle Strahlenbündel in die Nacht, tasten den Himmel ab und vereinen sich nach Sekunden in einem Punkt, in dem nun der Fleck erkennbar wird... Da kommt schon unsre Flugmeldung durch: „Deutsche Maschine von 10 nach 3!" Ich wiederhole: „Deutsches Flugzeug!" und sehe im Dunkel außerhalb des Bereichs der Scheinwerfer eine leuchtende Kugel in der Luft. Die Annahme ist bestätigt. Gespensterhaft verlöschen die Lichtbündel. Alles ist wieder still. Ich beobachte weiter.
Jemand kommt die Feuerleiter hoch. Ablösung. Ich übergebe das Nachtglas und steige herunter. Die ölige Wärme des Maschinenraumes

schlägt mir entgegen. Der „Proletenbagger" klappert. Wir nennen den Paternoster so, an dessen Auftriebswerk unsre Unterkunft grenzt. Die Kameraden schnarchen. Da — ich habe mir kaum die Decke übergeworfen: schrilles Klingeln! Fliegeralarm! Wie von der Tarantel gestochen, fegen die Jungens hoch. Ich mache Dampf. Los, los! Beeilung! In fliegender Hast, jeder Griff ist berechnet, sind die Koppel umgeschnallt, die Stiefel angezogen... Die ersten flitzen schon die schmale Leiter hoch zum Geschütz. Oben macht der Flugmelder Meldung: „Flugzeuge unbekannter Herkunft..." Das Rohr wird eingerichtet. Stirnlampen blitzen auf. Alle da? Ich melde zur Befehlsstelle: „Geschütz 4 feuerbereit!" Vom Nebenturm blinkt eine Lampe. Verstanden!

Wir warten. Ein fauler Witz fällt. Ruhe! Was brüllt der Zugmelder? „...südostwärts abgedreht!" Na also. „Viel zu feige!" sagt unser K 4 verbittert. „Feuerpause!" befehle ich. Wie spät? Ich blicke auf die Uhr. 3,30 Uhr. „Können wir noch grunzen", sagt Suchantke. Ich pflichte bei.

Langsam steigen wir wieder vom Turm, nicht ohne vorher unsre Kanone abzudecken. Unten kommt der Leutnant vorbei. Lacht.

„Schweinerei!" brummt Beyer und haut sich auf sein Olympiabett.

Das sind deutsche Soldaten!

Stammführer Heinz Hartmann hat bei dem Vormarsch in Polen vieles erlebt. Wir begreifen, daß ihn dieses Bild so sehr gepackt hat:

Wie durch ein Wunder ist die Dachkammer, in der ich sitze und schreibe, heil geblieben, sogar die Fenster sind ganz, durch welche die milde Nachtluft dieser Spätsommerzeit hereinströmt. Ein leichter Brandgeruch liegt in der Luft und hungernde Hunde heulen. Die Schritte des Doppelpostens entfernen sich und kommen wieder näher. Ich schreibe im Schein einer Taschenlaterne, die mir von der Brust baumelt.

Von Zeit zu Zeit überfällt mich ein quälender Hustenreiz. Die mißhandelte Lunge versucht sich von dem Staub zu befreien, den sie seit Tagen in sich hineinfressen mußte, den Staub der polnischen Landstraße, auf der sich seit Tagen zwei riesige Heeressäulen hinziehen, einmal die endlosen, unaufhaltsamen Kolonnen unserer Armeen und, vom Osten zurück in das von den Deutschen besetzte Gebiet, der grauenhafte Elendszug polnischer ziviler Flüchtlinge, die eine unverantwortliche Armeeführung Hunderte von Kilometern mitschleppte, um sie dann ihrem Schicksal zu überlassen, wenn sich am Himmel ein deutscher Flieger zeigte oder wenn sich der deutsche Geschützdonner näherte.

Vielleicht sind die Bilder eines solchen Flüchtlingszuges, jene Erscheinungen, die nur am Rande des ungeheuren Geschehens dieser Zeit liegen, doch jene Bilder, die sich am unvergeßlichsten dem Bewußtsein und Gedächtnis einprägen. Sicher ist es so. Warum es so ist, weiß ich nicht, wohl, weil man mit solchen Erscheinungen nicht gerechnet hatte und sich nicht vorbereiten konnte darauf. Solange der Krieg eine Sache der Soldaten ist und bleibt, wird man fertig mit ihm, denn man weiß, von vornherein, daß im Krieg geschossen wird, daß die Kugeln auch treffen und töten oder Wunden reißen. Das weiß man schon, bevor man in den Krieg zieht. Aber warum diese Menschen ihre Heimat verlassen mußten, von einer grauenhaften Angst vor den deutschen Soldaten getrieben, das weiß man nicht und kann es nicht einsehen.

Manche dieser Flüchtlinge haben einen mageren Gaul vor ihren Leiterwagen gespannt, aber die meisten von ihnen ziehen zu Fuß ihre Straße. Mütter schieben einen Kinderwagen vor sich her, ein Säugling darin und noch zwei kleine Kinder und dann noch Säcke, Packen und Kisten mit nützlichem oder unnützem Hausgerät. An den Rock der Mutter haben sich zwei weitere Kinder gehängt und die größeren tragen selbst Säcke auf dem Rücken, unter deren Last sie Kilometer auf Kilometer gebückt entlangziehen.

Sie essen das, was ihnen mitleidig Soldaten zustecken. Diese deutschen Soldaten! Tagelang sahen sie die Schreckensbilder der Verwüstung und grauenhaften Mordtaten an unseren Volksdeutschen und nun helfen sie den Angehörigen ihrer verblendeten, grausamen Gegner, ohne Haß und Rachegelüste. Auf dem Marktplatz einer kleinen Stadt rasten die Flüchtlinge. Deutsche Soldaten gehen durch ihre Reihen, stecken hier einem Kind ein Stück Schokolade in den Mund, machen dort einer polnischen Frau eine Stulle zurecht. Ein Soldat stößt versehentlich eine Milchflasche um, die eine Mutter noch für ihr Kind bewahrt hatte. Man weiß nicht, was größer ist, das Entsetzen der Mutter oder das Entsetzen des Soldaten, jedenfalls rennt der deutsche Soldat, der an diesem Tag vielleicht schon vierzig Kilometer marschiert ist und der seit Tagen nichts anderes kennt als marschieren und schießen, schießen und marschieren, der auf jedem Rastplatz umfällt und schläft und dazwischen einmal einen Bissen Brot in den Mund schiebt, dieser deutsche Soldat rennt los, von Haus zu Haus und kommt nicht zurück, ehe er nicht eine Flasche Milch gekauft hat, die er der Mutter in die Hand gibt.

So ist das mit dem deutschen Soldaten. Nirgends auf der Welt ist eine anständigere Gesinnung lebendig als im Herzen des deutschen Soldaten. Das Entsetzen, das den Polen am Anfang ins Gesicht geschrieben stand, ist längst gewichen, hat längst einem vertrauensvollen Lächeln Platz gemacht. Sie glauben auch nicht mehr daran, daß ihre Männer totgeschlagen werden, wenn sie den deutschen Soldaten als Gefangene in die Hände fallen sollten.

Stets am Feinde!

Gefolgschaftsführer Bruckschen ist ein „oller Seebär". Seit Wochen ist er in seinem Element. Ihr seht es:

Durch den grauen Morgen ziehen in Marschformation zehn kleinere Kriegsschiffe dem Heimathafen zu. Die Heizer-Freiwache steht an Deck, unablässig suchen scharfe Ferngläser auf der Brücke den Horizont ab. An den Flaggleinen geht ein Signal hoch. In kurzen Intervallen blitzt es von einer Signalstation auf, die das Rufzeichen der einlaufenden Flottille haben möchte, um die Einlaufgenehmigung zu erteilen. Ein kurzes schneidiges Manöver an einer langen Holzbrücke, die Flottille hat festgemacht. Die Kommandanten verlassen die Brücken; auch meine Signalgasten „tauchen" unter und fallen müde in die Kojen. Eine drei Wochen lange Seefahrt ist zu Ende.

Ohne Ruh und Rast ziehen die Vorpostenboote ihre Bahn durch die Fluten, immer bereit, den Feind sofort aufzuspüren und ihn nach „hinten" zu melden. Neben unseren U-Booten sind es gerade die Vorpostenboote, die zuerst am Feinde liegen. Es ist nicht ihre Aufgabe, den Feind mit allen Waffen zu bekämpfen, sondern ihnen fällt ein stilles Heldentum zu: den Feind rechtzeitig aufzuspüren und die Flotte rechtzeitig zu benachrichtigen. Dazu kommt der Flugmeldedienst und das Abwehren feindlicher Flugzeuge mit der Waffe.

Ganze Kerle fordern auch diese Flottillen! Wenige Tage Ruhe im Hafen, dann geht es wieder hinaus in die ewig bewegte See an Deutschlands Küsten.

Wir Vorpostenleute sind stolz auf unseren Dienst, stets liegen wir am Feinde!



… und was sie alles erzählten!

Groß war der Strom der Jugend, der in diesem Sommer und Herbst zum Lande floß. Wie die Jugend des Landes selbst weiß, daß sie dem Boden Treue halten muß, so haben zahllose Tausende von Mädeln und Jungen erfahren, wie schön das Erlebnis draußen ist und wie froh und stark die Arbeit am Boden macht.

Sie bleiben alle dem Landvolk jederzeit zur Hilfe bereit! Aus vielen Berichten haben wir diese ausgesucht. Sie sollen uns berichten:

Brief an einen Freund:

Sieh, lieber Freund, als ich im Frühjahr zum Landdienst ging, hattest du nur spöttisch gelächelt: „Wir werden uns bald wiedersehen." Inzwischen ist es längst Winter geworden. Wenn es wieder Frühling ist, hoffe ich, geht Dein Wunsch in Erfüllung. Jedoch anders, als Du damals glaubtest.
Komme auch Du zu uns!
Auf Wiedersehen im Landdienst!

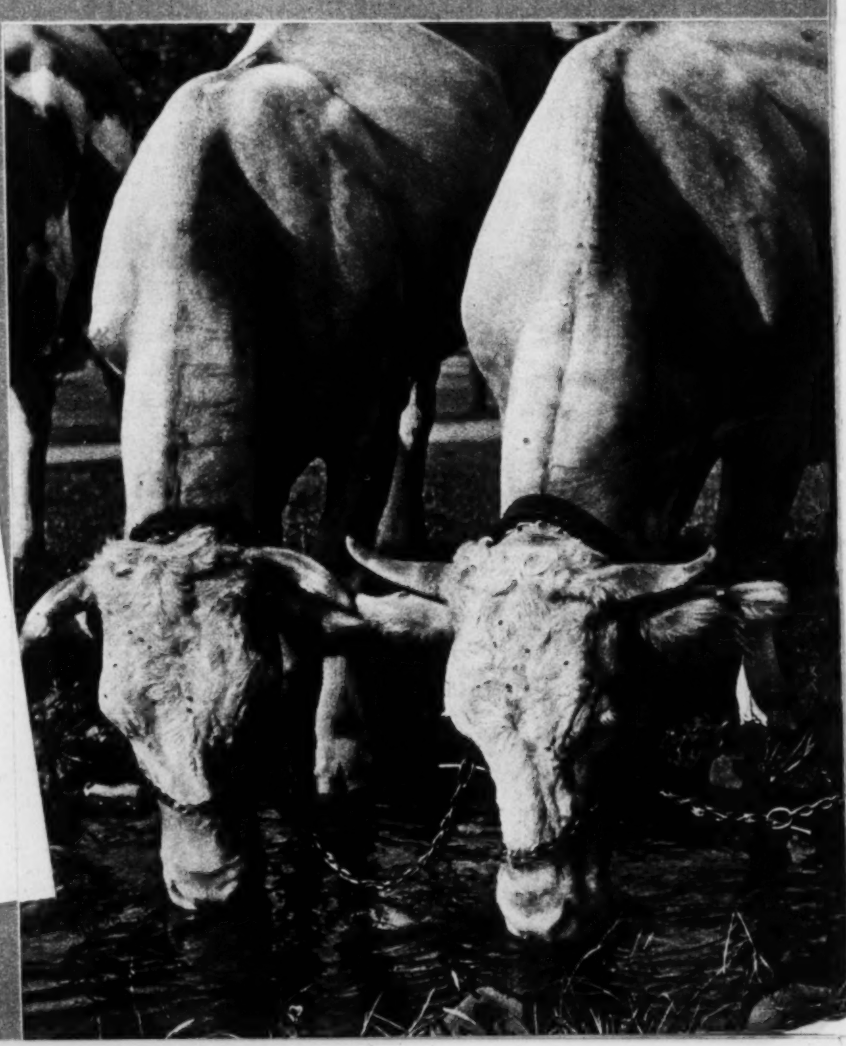
Dein Freund Sepp.

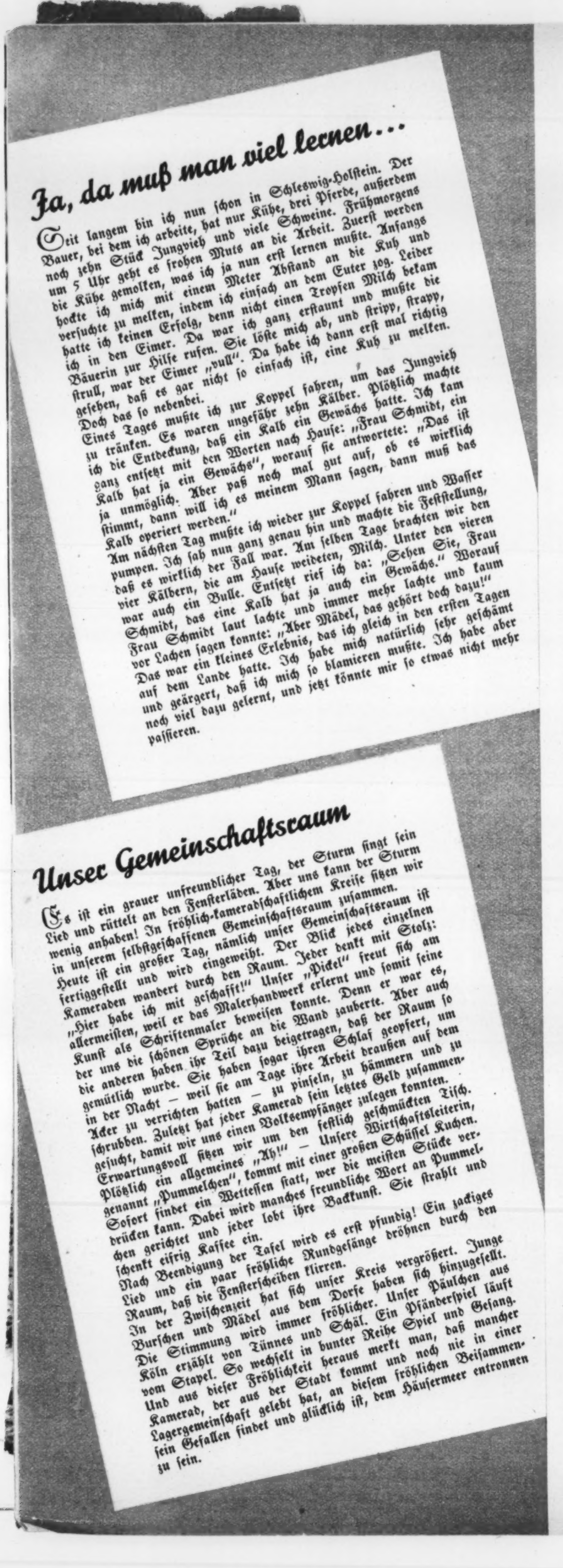
Brief an die Eltern:

Nun, liebe Eltern, das kann ich Euch schon sagen: Aus den romantischen Vorstellungen, die meine Kameraden und ich uns immer von der Arbeit des Bauern machten, aus den geruhsamen Spaziergängen zwischen wogenden Kornfeldern und weiten Wiesen, aus dem stimmungsvollen Feierabend unter der Dorflinde sind harte Pflichten geworden, so wie aus weichen Kinderhänden bei uns die harte Faust wurde.

Aber heute haben wir unsere Arbeit auf dem Lande liebgewonnen. Ich bin Euch heute dankbar, daß Ihr mich nicht nach Hause holtet, als ich Euch über meine ersten Sorgen und Hemmnisse mein Leid klagte. Heute erscheint mir all das lächerlich.

Neulich schritt ich neben dem Bauer zum „Haverkamp", wo wir seit Tagen den Dünger streuten. Er hatte in letzter Zeit schon immer so eigenartig zugesehen, wenn ich die Flugschar führte, mit den Pferden umging oder den Dünger in weitem Bogen um mich herumstreute. Nicht viel spricht er vom Morgen bis zum Abend. Aber nun fing er zu reden an von meiner Arbeit und von meiner Zukunft. Nur langsam und zurückhaltend kamen die schweren Worte, aber ich spürte in ihnen die warme Anteilnahme, die er meiner Entwicklung entgegenbringt. „Du mast Buer wärn", sagte er einfach zu mir. Und ich glaube es auch, daß ich wieder Bauer werde.





Ja, da muß man viel lernen...

Seit langem bin ich nun schon in Schleswig-Holstein. Der Bauer, bei dem ich arbeite, hat nur Kühe, drei Pferde, außerdem noch zehn Stück Jungvieh und viele Schweine. Frühmorgens um 5 Uhr geht es frohen Muts an die Arbeit. Zuerst werden die Kühe gemolken, was ich ja nun erst lernen mußte. Anfangs hockte ich mich mit einem Meter Abstand an die Kuh und versuchte zu melken, indem ich einfach an dem Euter zog. Leider hatte ich keinen Erfolg, denn nicht einen Tropfen Milch bekam ich in den Eimer. Da war ich ganz erstaunt und mußte die Bäuerin zur Hilfe rufen. Sie löste mich ab, und stripp, strapp, strull, war der Eimer „voll". Da habe ich dann erst mal richtig gesehen, daß es gar nicht so einfach ist, eine Kuh zu melken. Doch das so nebenbei.

Eines Tages mußte ich zur Koppel fahren, um das Jungvieh zu tränken. Es waren ungefähr zehn Kälber. Plötzlich machte ich die Entdeckung, daß ein Kalb ein Gewächs hatte. Ich kam ganz entsetzt mit den Worten nach Hause: „Frau Schmidt, ein Kalb hat ja ein Gewächs", worauf sie antwortete: „Das ist ja unmöglich. Aber paß noch mal gut auf, ob es wirklich stimmt, dann will ich es meinem Mann sagen, dann muß das Kalb operiert werden."

Am nächsten Tag mußte ich wieder zur Koppel fahren und Wasser pumpen. Ich sah nun ganz genau hin und machte die Feststellung, daß es wirklich der Fall war. Am selben Tage brachten wir den vier Kälbern, die am Hause weideten, Milch. Unter den vieren war auch ein Bulle. Entsetzt rief ich da: „Sehen Sie, Frau Schmidt, das eine Kalb hat ja auch ein Gewächs." Worauf Frau Schmidt laut lachte und immer mehr lachte und kaum vor Lachen sagen konnte: „Aber Mädel, das gehört doch dazu!" Das war ein kleines Erlebnis, das ich gleich in den ersten Tagen auf dem Lande hatte. Ich habe mich natürlich sehr geschämt und geärgert, daß ich mich so blamieren mußte. Ich habe aber noch viel dazu gelernt, und jetzt könnte mir so etwas nicht mehr passieren.

Unser Gemeinschaftsraum

Es ist ein grauer unfreundlicher Tag, der Sturm singt sein Lied und rüttelt an den Fensterläden. Aber uns kann der Sturm wenig anhaben! In fröhlich-kameradschaftlichem Kreise sitzen wir in unserem selbstgeschaffenen Gemeinschaftsraum zusammen. Heute ist ein großer Tag, nämlich unser Gemeinschaftsraum ist fertiggestellt und wird eingeweiht. Der Blick jedes einzelnen Kameraden wandert durch den Raum. Jeder denkt mit Stolz: „Hier habe ich mit geschafft!" Unser „Pickel" freut sich am allermeisten, weil er das Malerhandwerk erlernt und somit seine Kunst als Schriftenmaler beweisen konnte. Denn er war es, der uns die schönen Sprüche an die Wand zauberte. Aber auch die anderen haben ihr Teil dazu beigetragen, daß der Raum so gemütlich wurde. Sie haben sogar ihren Schlaf geopfert, um in der Nacht – weil sie am Tage ihre Arbeit draußen auf dem Acker zu verrichten hatten – zu pinseln, zu hämmern und zu schrubben. Zuletzt hat jeder Kamerad sein letztes Geld zusammengesucht, damit wir uns einen Volksempfänger zulegen konnten. Erwartungsvoll sitzen wir um den festlich geschmückten Tisch. Plötzlich ein allgemeines „Ah!" – Unsere Wirtschaftsleiterin, genannt „Pummelchen", kommt mit einer großen Schüssel Kuchen. Sofort findet ein Wettessen statt, wer die meisten Stücke verdrücken kann. Dabei wird manches freundliche Wort an Pummelchen gerichtet und jeder lobt ihre Backkunst. Sie strahlt und schenkt eifrig Kaffee ein.

Nach Beendigung der Tafel wird es erst pfundig! Ein zackiges Lied und ein paar fröhliche Rundgesänge dröhnen durch den Raum, daß die Fensterscheiben klirren.

In der Zwischenzeit hat sich unser Kreis vergrößert. Junge Burschen und Mädel aus dem Dorfe haben sich hinzugesellt. Die Stimmung wird immer fröhlicher. Unser Päulchen aus Köln erzählt von Tünnes und Schäl. Ein Pfänderspiel läuft vom Stapel. So wechselt in bunter Reihe Spiel und Gesang. Und aus dieser Fröhlichkeit heraus merkt man, daß mancher Kamerad, der aus der Stadt kommt und noch nie in einer Lagergemeinschaft gelebt hat, an diesem fröhlichen Beisammensein Gefallen findet und glücklich ist, dem Häusermeer entronnen zu sein.

WERNER SÖLLIG,

einer vom U-Boot von Scapa Flow!

Stolz erzählt er von der erfolgreichen Fahrt und seiner MHJ.-Zeit

Ich grüße durch die „Junge Welt" alle meine alten H.J. Kameraden. Ich freue mich, daß ich als ehemaliger M.H.J. Führer an der erfolgreichen Fahrt nach Scapa Flow teilnehmen konnte.

Werner Söllig

Masch. Ob. Gefr.

Berlin, den 19. X. 39 Hotel Kaiserhof nach dem Besuch beim Führer.

Da sitzt irgendwo in Braunschweig ein Pimpf in seiner Stube und überlegt, wie er es wohl anstellen könnte, daß er auf das große weite Meer kommt. Er ist der einzige zu Hause und kennt keinen, der ihm den Weg zeigen könnte. Er hat keine Verwandten, die mit der Seefahrerei zu tun haben, er hat keine Beziehungen, nur eine Menge Bücher hat er da in seinem Regal stehen, die von weiten und fernen Ländern erzählen, von Segelschiffen und von Kriegsschiffen, von Torpedos und hohen Wassersäulen, von gesunkenen Schiffen und von der stolzen Kriegsflagge. Er hat sie alle gelesen, diese Bücher, wohl zwei-, dreimal, und nun steht es bei dem 12jährigen fest, daß er auch auf so ein stolzes Schiff muß.

1931 tritt er in die Marine-Jugend ein und kommt da zu seinen ersten seemännischen Fachkenntnissen. Die Hauptsache war auch damals erst die Propaganda, die weltanschauliche Schulung, und wenn sie vom Zettelverteilen und Propagandamärschen zurückkommen, dann geht es noch schnell an die Oker, dann wird noch ein „büschen gepullt", da werden Knoten gespleist und das Morse- und Winkalphabet gelernt. Im Oktober 1931 marschiert er dann bei dem großen SA.-Aufmarsch in Braunschweig zum erstenmal am Führer vorbei.

Seit dem sind viele Jahre vergangen. Die Marine-Jugend ist zur MHJ. geworden und fleißig wird an der seemännischen Ausbildung weitergearbeitet. Das „Blaue Band", daß sie oft in Hamburg für die Marine-Jugend Braunschweig holten, das holten sie auch für die MHJ. Der 12jährige Pimpf ist älter geworden, er hat auf den MHJ.-Schulen in Seemoos und in Prieros seinen B- und C-Schein gemacht und führte die MHJ.-Gefolgschaft 19 im Bann 92. 180 Jungen hatte er da in seiner Gefolgschaft und alle lernen nun das, was ihr Gefolgschaftsführer schon früher gelernt hat. Und alle haben denselben Wunsch wie er, wenn sie nachher zur Wehrmacht kommen, dann wollen sie zur Kriegsmarine und auf einem Schiff fahren. 1937 war es so weit, daß ihr Gefolgschaftsführer in die Kriegsmarine eintrat. Nach seiner Ausbildungszeit in Saßnitz meldet er sich freiwillig zur U-Boot-Waffe. 17 Jahre war er gerade damals alt und heute gehört er als Maschinenobergefreiter, als kleinster und jüngster „Hein", dem siegreichen U-Boot an, daß gerade von seiner erfolgreichen Fahrt nach Scapa Flow zurückgekehrt ist und dessen Mannschaft vom Führer empfangen worden ist und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde.

Noch heute steht Werner Söllig mit seinen alten MHJ.-Kameraden von Braunschweig in Verbindung und freut sich unbändig über die Glückwünsche, die sie ihm telephonisch und telegraphisch in den Kaiserhof nach Berlin gesandt haben. All das, was er damals in der MHJ. gelernt hat, das Morsen und Winken und das viele andere, das kommt ihm jetzt sehr zu statten und wird auch seinen Kameraden, die später zur Marine gehen, sehr viel helfen. Und die Kameradschaft, die er schon bei der HJ. gepflegt hatte, die fand er in seinem neuen Wirkungskreis bei der Kriegsmarine wieder, ganz besonders bei der U-Boot-Waffe, wo einer auf den anderen angewiesen ist und die ganze Besatzung ein Band der Kameradschaft umschließt, wie wohl nirgends sonst.

*

Das erzählte uns der Maschinenobergefreite Werner Söllig, der in Scapa Flow mit dabei war, der das Goldene HJ.-Abzeichen trägt und der Jüngste und Kleinste auf dem stolzen U-Boot ist.

Ein Junge von BIXSCHOOTE

Dieser Erzählung liegt eine wahre Begebenheit aus den Kämpfen um Langemarck 1914 zugrunde. Der Klavierspieler, von dem hier die Rede ist, war der damals 17jährige Kriegsfreiwillige Hermann Gehrke vom Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 205

Bixschoote ist ein kleines Bauerndorf, nicht weit von Ypern. Es streckt sich behäbig in die flandrische Landschaft. Seine Häuser stehen blitzblank in der Sonne, sind von Glyzinen umsponnen und schlafen zwischen Hecken und Küchengärten, in denen der Sommer aus hundert Vogelkehlen tiriliert und schmettert. Sie sind noch nicht alt, diese Bauernhäuser, achtzehn Jahre mögen es her sein, seit sich der Kirchturm wieder aufreckte, den der Krieg in den Boden gestampft hatte, und ein Hof nach dem andern sich darunter reihte, bis das Dorf wieder da stand, wie es schon einmal gewesen war, bevor der Tod von Ypern Anno 14 aufstand.

Aber nun geht der Landmann wieder friedlich über seinen reichen Acker, bestellt und erntet ihn, hat vielleicht hier und da noch mal seinen Ärger, wenn der Pflug nicht recht weiter will, weil ein Betonklotz davorliegt oder verrosteten Stacheldraht und scharfe Eisenstücke heraushebt, Granatsplitter, Ausbläser, auch mal ein verrostetes Stück Gewehr oder einen vermoderten Helm.

Jan Janebroek, der Einbeiner, war so einer, auf dessen Acker man immer wieder etwas fand, was der Krieg vergessen hatte: er hatte auch mit am ärgsten schuften müssen, um sein Land wieder in die Gerade zu bringen, denn da ging einmal ein Stück Schützengraben durch, und die Granaten hatten tiefe Trichter gerissen, die voll Wasser standen. Manchmal fand er auch Knochen. Belgische, deutsche, französische, englische? Den Jan Janebroek kümmerte das nicht, er sammelte sie alle zusammen und vergrub sie unter dem Stumpf einer Pappel, die diesen Krieg auch miterlebt hatte, und nun wieder in die Triebe ging. Darunter begrub er sie und ließ den roten Mohn wild darüber hinwachsen.

Jan Janebroek trug keinen Haß in seinem Herzen, wenn auch die Deutschen ihm das Bein weggeschossen hatten: alle, die hier gefallen waren, hatten ja auch nur ihrem Vaterlande helfen wollen und waren gewiß tapfere Soldaten gewesen.

So einer war Jan Janebroek, dem sie das Bein abgeschossen und Haus und Hof und Acker so zerstört hatten, daß er sich erst überhaupt nicht mehr auskannte in dieser Verwüstung.



An die Pappel über dem Knochengrabe hing er vier Helme, wie er sie gerade fand, einen belgischen, einen französischen, einen englischen und einen deutschen. Der deutsche war eine Pickelhaube und steckte in einem Überzug.

•

Da war einmal, lange war der Krieg nun vorbei, ein Deutscher um Bixschoote herumgestreift. Der hatte sich im Dorfgasthof einquartiert und von morgens bis abends strich er durch die Gegend, und manchmal sah man ihn lange an einem Fleck sitzen und über die Landschaft hinblicken. Das fiel nicht weiter auf, man war es gewohnt, daß Frontsoldaten aus aller Herren Länder durch Flandern wanderten und ihre Stellungen von damals suchten. „Sie hat das Heimweh gepackt", sagte man, und die Älteren kümmerten sich nicht darum, sie konnten's verstehen.

Als Jan Janebroek, mit der Sense auf dem Rücken, eines Mittags vom Feld heimwärts ging, traf er den Deutschen. Er saß unter der „Helmpappel", wie die Leute den alten Baumstumpf vor dem Knochengrabe nannten, und wies dem Ackerbürger auf flamisch einen guten Tag. So kamen sie ins Gespräch.

Der Fremde, erfuhr nun Jan Janebroek, war ein Professor aus Berlin, der hatte hier als junger Student mitgekämpft, als sich Anno 14 die deutsche Jugend um Langemarck in die Bresche warf. Er erkundigte sich nach diesem seltsamen Baumschmuck und seiner Bedeutung. Als Jan Janebroek ihm dies erzählte, und von dem Grabe, das er darunter für alle die Knochen geschaufelt hatte, die er in seinem Acker fand, da drückte ihm der Deutsche die Hand, nannte Jan Janebroek einen guten Kameraden und erzählte ihm die Geschichte, die sich damals in Bixschoote zugetragen hatte...

•

„Der Helm da", und er zeigte auf die Pickelhaube, „ist von meinem Regiment. Ich habe noch entziffern können, was einmal in leuchtendem Grün auf seinem Überzug stand: RIR. 205. Das war ein Regiment von Freiwilligen: Schüler, Studenten, Jungarbeiter, Bauernburschen, Bankbeamte, aber auch Familienväter, Reservisten und Landstürmer standen in seinen Reihen.

Um Bixschoote ging ein heißer Kampf. Endlich, Ende Oktober 1914, konnten die Deutschen das Dorf nehmen; aber es war nur noch ein qualmender Trümmerhaufen. Hier ungefähr, wo wir jetzt stehen, auf dieser kleinen Bodenwelle, von der wir über euer neues Dorf blicken..., hier ungefähr, Jan Janebroek, müssen die Engländer in ihren Löchern gelegen haben. Von hier aus gaben sie ihr rasendes Feuer auf uns ab. Da unten, die Trümmer von Bixschoote, waren wie ein brodelnder Hexenkessel; ununterbrochen jagten Granaten und Schrapnells hinein.

Bis durch das Dorf waren wir vorgekommen, aber dann ging es nicht weiter. Mein Regiment und die 206er und 207er stürmten immer wieder tapfer gegen die Linie der Engländer; aber die Maschinengewehre mähten sie nieder — und hinter ihnen verschloß Tag und Nacht die Artillerie Rückweg und Zumarsch. Die Verstärkungen, die herankamen, waren schon ausgelichtet, ehe sie noch zum Einsatz kommen konnten.

Am 11. November war es, gerade um die Mittagszeit. Wieder muß Ersatz vor, treten junge Sturmkolonnen den Weg durch das Dorf an. Das Feuer rast und der Tod hält reiche Ernte. Sie kommen

nicht weiter, wie eine feurige Stahlwand legt es sich um sie. Wenn man nur schießen könnte... sich wehren! Aber so? Dieses Feuer! Noch sind ja alle diese Jungen keine rechten Soldaten: ein paar Wochen Ausbildung — dann gleich hinein in diese Schlacht. So mit Kopfsprung. Ohne mehr zu wissen, als daß der Feind zu schlagen ist, und unbeschwert von Methoden und Kampfesweisen."

Der Deutsche hatte sich in Erregung hineingeredet. Jan Janebroek verstand ihn, er war selbst lange genug Soldat gewesen. Nun trat eine Stille zwischen die beiden, und es war wie ein Gedenken.

„Ja — und da war ich dabei. Wir konnten nicht mehr weiter, wir verkrochen uns in die Trümmer. Und da geschah dieses Merkwürdige, das wie von weither und unwirklich zu uns kam... die Klänge eines Klaviers tönten durch die Pausen der Granateinschläge. Lauter und immer lauter hörten wir sie, sie übertönten in uns all das Krachen und Bersten... deutsche Märsche! Und dann hörten wir Stimmen singen, erst eine, dann mehr... und dann... wir alle: Deutschland, Deutschland über alles! Und mit einem Male — ich weiß noch heute nicht, wie es geschah — stürmten wir durch das Todeswetter nach vorn, rissen alles mit uns, was noch kämpfen konnte, und stürzten uns — hier über Ihren Acker, Jan Janebroek, auf den Gegner. Viele, viele blieben liegen, aber der Engländer mußte weichen...

Erst viel später haben wir erfahren, wie das gekommen war.

Befehlen allein konnte hier nichts mehr retten. Von vorn hetzt durch das Feuer ein blutjunger Soldat heran, Melder der kämpfenden Truppe, leicht verwundet, soll uns den Ersatz bringen. Da steht, wie aus dem Boden gestampft, ein Offizier vor ihm, ruft ihn an:



‚Spielen Sie Klavier?'

‚Jawohl, Herr Oberleutnant!' Der Junge glaubt, der andere habe den Verstand verloren.

Aber der bleibt ruhig, lächelt. ‚Kommen Sie!' zeigt auf ein Klavier, das in einer Hausruine steht. ‚Spielen! Spielen Sie Märsche! Wir müssen den Kameraden den Mut wiedergewinnen!'

Und der junge Kriegsfreiwillige spielt. Eben noch war er in der Schlacht, eben noch ging ihm der Schuß durch die linke Schulter — jetzt sitzt er am Klavier und spielt. Verdammter Schmerz! Tut nichts, Zähne zusammengebissen: Marschmusik, ‚Alte Kameraden' und ‚Schneidige Truppe'. Die Granaten pauken dazwischen. Höllische Sache!

Der Oberleutnant steht hinter ihm, schlägt mit seinem Degen den Takt gegen die Balken, sieht sich um, lächelt... da und dort schon ein paar der verkrochenen Jungen. ‚Weiterspielen, Mann, weiter!'

Und mit einer Paraphrase, wie sie nur die Schlacht eingeben kann, leitet der Kriegsfreiwillige nun zur anderen Melodie über und singt dann hell mit ‚Deutschland, Deutschland über alles...'

Laß das Blut tropfen, Junge! Kommt nicht darauf an. Der Offizier singt schon mit. Verdammter Schmerz, Zähne zusammengebissen! Hör mal, schon kommen noch ein paar Stimmen. Lauter, lauter! Er hört nichts mehr von dem Krachen der Granaten, so schwillt es an, immer mehr.

Zweite Strophe. Los! Chor! Donnerwetter — jetzt sind es drei Dutzend, die aus den Schlüpfen gekrochen sind, und alle singen.

Singen mit leuchtenden Augen. Gloria, Viktoria!

Und nehmen das Lied im Sturm mit vor...

Dies ist die Geschichte von Birschoote", schloß der deutsche Professor.

Jan Janebroek blickte lange über seinen Acker. Ein leiser Wind wogte das Korn. Jan Janebroek grüßte militärisch darüber hin, als sähe er im flimmernden Mittag die Gestalten der Stürmer von damals...

Otto Riebicke

Was soll ich werden?

Es sind nur noch ein paar Monate bis zur Schulentlassung. Die Frage: was soll ich werden? beschäftigt unzählige Kameradinnen und Kameraden. Wir wollen allen bei dieser für das Leben so entscheidenden Frage zur Seite stehen. Die „Junge Welt" wird euch helfen, einen klaren Entschluß zu fassen. Sie wird über die aussichtsreichsten und wichtigsten Berufe künftig erzählen und berichten

Muß man überhaupt einen Beruf ergreifen? Der Herbst ist gekommen, bis zur Schulentlassung dauert's nicht mehr lange, da wird sich mancher mit dieser Frage herumschlagen. Muß man immer etwas lernen, um zu arbeiten und Geld zu verdienen? Jetzt ist Kriegszeit, die Verhältnisse ändern sich. Wozu noch drei Jahre Lehrzeit, wo doch eine Unmenge Arbeitskräfte sofort gebraucht wird? Kann man sich diesen Luxus überhaupt noch leisten? Muß nicht alles zupacken, was die Hände frei hat und aus den Kinderschuhen herausgewachsen ist? Gewiß sehr heikle Fragen, man wird sich die Antwort genau überlegen müssen; denn ob jemand einen Beruf ergreift oder nicht, ist für die Volksgemeinschaft ebenso wichtig wie für ihn selbst und sein späteres Fortkommen. Eine verdammt schwierige Sache also? Ich finde, sie ist sehr einfach.

Qualitätsarbeiter!

Erstens braucht man im Kriege nicht nur Arbeitskräfte, sondern vor allem Qualitätsarbeiter. Das hat der Feldzug in Polen gezeigt. Die blitzschnelle Niederwerfung des Feindes ist nicht zuletzt dem hohen Stand unserer technischen Ausrüstung zu danken. Und welches Land könnte wohl im Kriege auch nur wirtschaftlich durchhalten, wenn seine Menschen nicht imstande wären, fehlende Einfuhrartikel vollgültig zu ersetzen. Das Volk hat den längsten Atem, in dessen Laboratorien und Konstruktionsbüros, in dessen Werkstätten und Fabriken gerade in den schwersten Zeiten die tüchtigsten Arbeiter heranwachsen. Zweitens aber folgt ja auf jeden Krieg einmal ein Frieden, und dafür will auch vorgesorgt sein. Der mächtige Ausbau der großdeutschen Wirtschaft, der nach Beendigung des Krieges einsetzen wird, verlangt so viel überragend fähige Menschen, daß wir Mühe haben werden, den Bedarf zu decken.

Ohne Beruf keine Aufstiegsmöglichkeiten!

Nein, es wäre gerade heute unklug und verderblich, keinen Beruf zu erlernen, alle seine Gaben, die man auf den Lebensweg mitbekommen hat, zu vernachlässigen, um sogleich aufs Geldverdienen auszugehen. Nach drei Jahren, wenn die Reserven aufgebraucht sind und keine neuen Facharbeiter hinzutreten, beginnt der Zusammenbruch: die Werke können nicht mehr das liefern, was verlangt wird; ihre Einnahmen gehen zurück, sie müssen Löhne senken und Leute entlassen. Der Lebensstandard des Volkes kann sich nicht mehr halten, er sackt ab, und die Folge sind Kleinmut und Verzagen und Haltlosigkeit im Innern. Aber auch der einzelne fährt ja wesentlich besser, wenn er etwas lernt. Er verdient später mehr und hat Aufstiegsmöglichkeiten, die dem Ungelernten verschlossen bleiben.

Jeder Deutsche muß einen Beruf haben!

Wir sind überhaupt der Meinung, daß jeder Deutsche einen Beruf haben muß, gleichgültig, was das Schicksal uns bescheren mag. Ein Leben ohne Beruf ist ein Leben ohne Aufgabe und daher nur ein halbes Leben. Jeder hat Fähigkeiten und Talente, die ihm angeboren sind, die von seinen Eltern und weiteren Vorfahren stammen und die er nun ausbilden muß, damit sie seinem Volk zugute kommen. In der Hitler-Jugend wird niemand sein, der von der Natur so stiefmütterlich behandelt wurde, daß er sich für gar keinen Beruf eignet. Daran glaube ich nicht. Irgend etwas kann jeder lernen, es gehört nur ein wenig Selbstvertrauen und Arbeitseifer dazu. Das werden die bestätigen, die bereits in einem Lehrverhältnis stehen oder gar schon ausgelernt haben. Ob der eine diesen, der andere jenen Beruf wählt, darüber läßt sich reden; daß aber einer völlig ungeeignet wäre oder ihm gar keiner von den mehr als 2000 Berufen, die es in Deutschland gibt, zusagen könnte, das wird uns niemand weismachen wollen. Es ist ein buntes, zauberhaftes Bild, das die Vielzahl verlockender Berufe denen bietet, die sich mit dem Gedanken der Berufswahl beschäftigen. Die verwirrende Fülle, das Gegeneinander der Vorzüge und Aussichten erschwert die Entscheidung. Da braucht man feste Richtpunkte, um den Weg nicht zu verfehlen. Wer will sie geben, wer kann sie geben? Wer antwortet auf die Frage nach dem richtigen Beruf?

Neigung und Eignung bestimmen

Zunächst der Junge und das Mädel selbst. Jeder weiß, wozu er Lust hat, was ihm Spaß macht und was er fertigbringt. Jeder hat sich schon im Basteln versucht, hat vielleicht in Büchern von tüchtigen Männern gelesen, hat interessante Berufe im praktischen Leben gesehen und beobachtet, hat diesen oder jenen geheimen Wunsch oder hat plötzlich bei sich Fähigkeiten festgestellt, von denen er niemals etwas wußte. Das alles ist wichtig. Niemand soll zu einem Berufe gezwungen werden, niemand einen Beruf

ergreifen, den er nicht mag, zu dem er sich nicht „berufen" fühlt.

Neigung und Eignung sind und bleiben die Grundlagen der Berufsentscheidung. Unzufriedene können wir, weiß Gott, nicht gebrauchen. Wer von seinem Beruf nicht innerlich erfüllt ist, wer gar eine tiefe Abneigung gegen das empfindet, was er Tag für Tag tun muß, der wird der Volksgemeinschaft ebenso leicht entfremdet wie derjenige, der sich für keinen Beruf entschied und daher keine rechte Aufgabe und Verantwortung hat. Beide haben in der Vergangenheit den Nährboden gebildet für Unruhen, für soziale Wirren und politische Zersetzung. Nein, wer immer vor der Berufswahl steht oder wer helfend und beratend hinzukommt, wird sich darüber klar sein müssen: nur der Beruf ist der richtige, an dem man Freude hat, den man lieben kann, in dem man seine Arbeit nicht nur wegen des Einkommens, sondern auch um ihrer selbst willen leisten möchte. Das ist das Schönste, was man erreichen kann. Wer das heute noch nicht glauben will, wird es später schon einsehen lernen!

Die Berufsberatung hilft dir!

Freilich muß man wissen, wozu man Lust hat und was einen abstößt, was man kann oder nicht kann. Die Meinung irgendeiner entfernten Tante bedeutet dabei ebensowenig wie die Tradition der Familie, der Geldbeutel des Vaters oder einige himmelblaue Träume, die man sich heute vorgaukelt und morgen schon wieder vergißt. Wofür man das Zeug hat, welche Anlage und Eignung man mitbringt, das muß sehr genau feststehen. Besteht darüber keine Klarheit, dann ist allerdings jede Berufswahl ein Glücksspiel. Da muß man sich gewissenhaft prüfen und darf nicht locker lassen oder leichtfertig seine Entscheidung treffen. Wo Zweifel auftauchen, hilft die Berufsberatung schon weiter. Auf keinen Fall aber stur festhalten wollen an einem Berufswunsch, der unsinnig ist, weil man nach den Erfahrungen des Berufsberaters dafür offensichtlich ungeeignet ist! Auch die Eltern sehen in solchen Fällen ein, daß es besser ist, auf die Erfüllung dieses Wunsches zu verzichten und einen Weg einzuschlagen, auf dem der Junge oder das Mädel etwas Brauchbares werden kann und eher zu seinem Recht kommt.

Es ist ja auch so, daß die meisten Menschen nicht absolut einseitig begabt sind, sondern in vielerlei Berufen ihren Mann stehen könnten. Dieser oder jener Schlosser würde auch als Former oder Gießer kaum versagt haben, der geistig Arbeitende nicht nur als Kaufmann oder Beamter, sondern auch als Techniker, Ingenieur oder Lehrer gut abschneiden, der Handwerker vielleicht als Bergmann noch bessere Verwendung finden.

Ähnlich ist es bei den Mädeln; oder wollte eine behaupten, sie sei zur Stenotypistin geboren oder nur in der Fabrik zu gebrauchen? Wollte man gerade hier auf Eignung und wirkliche Neigung sehen, so kämen diese Tätigkeiten gewiß zu kurz. Viel eher würden dann wohl die Arbeiten im ländlichen Haushalt oder die Hausarbeitslehre in der Stadt, sicherlich auch die Berufe der Kindergärtnerin, der Erzieherin oder der Säuglingsschwester das Rennen machen. Denn dafür sind doch die Mädel ihrer inneren Veranlagung nach meistens viel besser geeignet. Es kommt hinzu, daß diese Berufe für unser Volk von großer Bedeutung sind und daher auch in aller Zukunft die besten Aussichten für den einzelnen bieten.

Wo nutze ich meinem Volk?

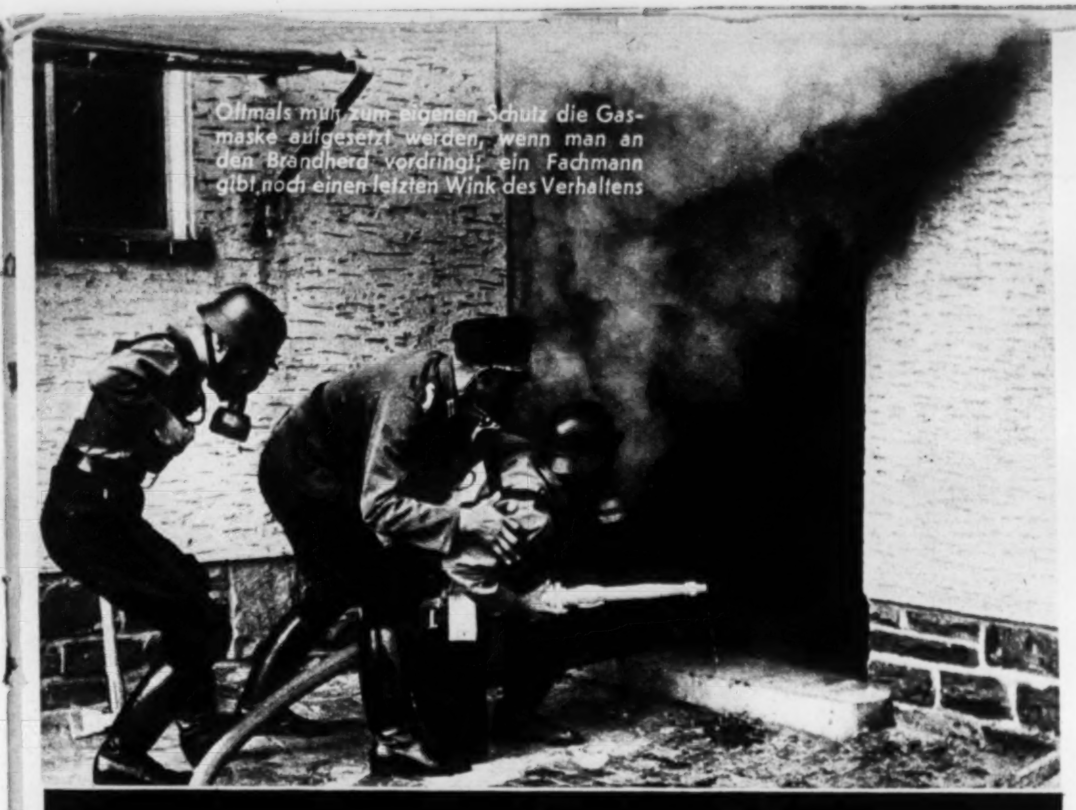
Damit stehen wir vor der entscheidenden Frage. Es geht nicht allein darum, welcher Beruf für dich oder mich vielleicht richtig wäre. Mehr noch: In welchem Beruf dienen wir unserem Volk am besten? So muß es heißen! Denn das allein ist wesentlich. Hier zeigt sich auch erst die politische Verpflichtung der Hitler-Jugend bei der Berufswahl. Ein Beruf, in dem ich meinem Volk nicht nützen kann, ist niemals der richtige, mag er noch so anziehend erscheinen. Dort aber, wo ich am dringendsten benötigt werde und wo ich dank meiner Begabung, meiner Fähigkeiten und Talente das Beste leisten kann, dort gehöre ich hin, dort ist der einzig richtige Platz für mich. Über die Eignung, sagten wir, wird sich jeder selbst klar; anderenfalls hilft das Gutachten der Hitler-Jugend, der Eindruck der Schule und das Urteil des Berufsberaters. Welche Tätigkeiten man nun jedoch als lebenswichtig für unser Volk ansehen muß, darüber kann kein Zweifel bestehen. Es sind diejenigen Berufe, die unsere Ernährung sichern, die der Verteidigung des Reiches dienen, die das Volk pflegen und gesund erhalten; es ist endlich der Beruf des Erziehers, der die Jugend körperlich und geistig bildet und sie durch die Kraft des Vorbildes zu Nationalsozialisten macht.

In diesen Berufen soll sich die tüchtige und begabte Jugend sammeln, hier soll sie eisern an sich arbeiten und vorwärtskommen. Es sind, wie wir hinzufügen dürfen, die aussichtsreichsten Berufe, weil sie zu allen Zeiten Nachwuchs brauchen und die Volksgemeinschaft sie niemals entbehren kann. Das müssen auch die Eltern bedenken, wenn sie sich jetzt daheim, vielleicht Abend für Abend die Frage vorlegen: Was soll unser Junge, was soll unser Mädel nun werden?

In vielen Fällen ist der Vater eingezogen, dann ruht die ganze Last der Verantwortung bei der Mutter. Wir wollen ihr die Arbeit nicht ganz allein überlassen. Die Hitler-Jugend führt auch in diesem Jahr eine umfassende Aktion zur beruflichen Aufklärung der vor der Schulentlassung stehenden Jungen und Mädel durch. Da soll jeder auf dem Heimabend seine Fragen und Sorgen vorbringen, und man wird in allen Fällen Rat wissen.

Gerade heute stehen Elternhaus und Hitler-Jugend eng und vertrauensvoll zusammen. Wie helfen wir dem Führer am besten? Das soll das Leitwort ihrer gemeinsamen Arbeit sein.

A. M.



Oftmals muß zum eigenen Schutz die Gasmaske aufgesetzt werden, wenn man an den Brandherd vordringt; ein Fachmann gibt noch einen letzten Wink des Verhaltens

Sie stehen ihren Feuerwehrmann

Überall wird die HJ. eingesetzt, wo es nottut, sei es als Melder auf den Polizeirevieren oder den Luftschutzdienststellen, als Erntehelfer draußen auf dem Lande, um bei der Einbringung der Hackfruchternte zu helfen – oder auch im Feuerwehrdienst. Ja, vielerorts wurden die älteren Jahrgänge der Hitler-Jugend für diesen schweren und verantwortungsvollen Dienst ausgebildet, um im Notfalle auch da ihren Mann zu stehen. So wurden 60 Koblenzer Hitlerjungen zum Beispiel in den letzten Wochen als Feuerwehrmänner ausgebildet. Unter sachkundiger Leitung lernten sie sehr schnell und gründlich die Geheimnisse des Feuerlöschwesens kennen, so daß die Abschlußprüfung von allen Kursusteilnehmern glänzend bestanden wurde. Im theoretischen wie auch im praktischen Teil der Prüfung standen die Jungen eben ihren Feuerwehrmann

Wie der Blitz müssen sie aus dem Wagen springen, wenn sie am Brandort angekommen sind und den Großangriff gegen die Flammen beginnen. Sprinter an die Front!



Es genügt nicht nur, daß sie mit drei Schlauchleitungen dem Feuer zu Leibe gehen, es kommt wie bei allem, so auch hier, immer auf das „Wie" an. Alles muß gelernt sein!



Kleine Typs am Rande

Wenn wir im Herbst oder Winter auf Fahrt gehen, müssen wir uns mit mehr Kleinigkeiten abgeben, als wir es bei unseren Sommerfahrten gewohnt waren. Vor allen Dingen müssen wir die Fahrt den jetzigen Umständen anpassen. Mehrere Tage können wir nun nicht mehr unterwegs sein, höchstens zwei Tage. Aber gerade diese zwei Tage wollen wir dann auch wirklich ausnutzen.

Auf dem Heimabend muß alles lange vorbereitet sein. Die Verpflegung muß von allen getragen werden. Also muß jeder Junge seine Stullen selbst mitbringen. Trotzdem wollen wir kleine Einlagen von warmem Essen geben. Vorläufig geht es nicht anders, als daß jeder etwas mitzubringen hat. Es wird nun bestimmt, wer den Zucker, den Tee usw. mitbringt, vor allen Dingen Brüh- und Suppenwürfel. Wahre Freudenstürme werden an kalten Tagen erklingen, wenn bezugsscheinfreie Erbswürste im Topfe schwimmen.

Für die Fahrt selbst ist festes Schuhzeug erforderlich, ferner warmes Unterzeug, und der Winterdienstanzug gehört dazu. Aber nicht allzu viel anziehen, denn nach einiger Zeit Marschierens geraten wir in Schweiß und erinnern uns dann, was wir zuviel angezogen haben. Die Verwünschungen werden dann auch entsprechend sein. Ruhepausen werden wir nicht dazu benutzen, uns lang in die Natur zu strecken und zu denken, jetzt habe ich es geschafft. Das ist falsch. Der Körper, der bisher eine bestimmte Leistung immer in derselben Bewegung vollbracht hat, darf nicht so plötzlich umgestellt werden. Beim Weitermarsch streikt er. Wir werden uns deshalb auch in den Ruhepausen bewegen. Legen wir uns aber schon hin, dann keinesfalls auf den Rücken, sondern auf die Seite.

Übernachten wollen wir nach Möglichkeit in Jugendherbergen, oder ist dies nicht möglich, in Scheunen. Auf das Zelt wollen wir nur im Notfall zurückgreifen. Besondere Sorgfalt müssen wir unserer Schlafstätte angedeihen lassen, wenn sich diese in einer Scheune befindet. Nicht jede Scheune eignet sich zum ruhigen Schlaf. Die erfahrenen Scheunenbenutzer unter euch werden es ja wissen, daß gerade, wenn man anfängt einzuschlafen, ein besonders starker Wind durch die Löcher fegt oder daß es dann sogar durchtropft. Sehr groß ist die Freude darüber nicht. Deshalb müssen wir schon vor dem Schlafengehen Gegenmaßnahmen ergreifen: eine Scheune, angefüllt mit Stroh, werden wir einer Heuscheune vorziehen. Stroh wärmt erstens mehr und ist sauberer, die Luft ist deshalb gesünder. Im Heu aber merken wir nach einiger Zeit ein unangenehmes Kribbeln in der Nase, aus dem sich dann bis zum nächsten Morgen der herrlichste Heuschnupfen entwickelt hat. Es gibt wenige, die sich darüber gefreut haben. Leider sind die meisten Scheunen an irgendeiner Stelle offen; der Wind, der dann durch die Löcher pfeift, läßt uns unangenehm frieren. Diese Löcher werden wir mit recht viel Stroh abdichten. Uns selbst aber schützen wir vor Kälte, indem wir uns einen hohen Strohwall errichten, dann möglichst tief einwühlen, Beine bedecken, und am Schluß schaut nur noch der Kopf raus. Eines aber dürfen wir nicht falsch machen: die meisten denken, sie schlafen nur dann warm, wenn sie alles Verfügbare anziehen. Das ist aber grundverkehrt. Der Körper muß gut ausatmen können, und wenn wir uns nun zu fest vermummen, werden wir den nächsten Tag mit Frieren und Klappern begrüßen können. Richtig ist: nur mit einer Turnhose bekleidet, Decke rum, in die zum Schlafsack geknöpfte Zeltbahn rein und dann alles erreichbare Stroh darübergedeckt, und wundervoll wird der Schlaf sein. Zweckmäßig ist es, wenn man sich um den Hals und um den Kopf ein Tuch bindet; das erspart Heiserkeit und am nächsten Morgen den Kampf mit den im Haar befindlichen Strohhalmen.

R. B.

Kriegsschauplatz: Innere Front!

Ein Preisausschreiben der „Jungen Welt"

Von überallher kamen Kolonnen der Hitler-Jugend als Helfer auf das Land

Im September marschierten unsere Soldaten im Abwehrkampf gegen Polen, andere rückten in den Westwall ein, das Reich gegen jeden Angriff zu schützen. Vom Herzen der Heimat strömte das Blut an die Grenzen. Was wir in friedlicher Zeit so oft beschworen, bewährte sich herrlich in dieser Zeit. Gleich der Mauer der Soldaten an den Grenzen, schlossen wir uns alle in der Heimat zu einem Westwall der Herzen und des Glaubens zusammen.

So schwer das Schicksal des Krieges ist, so unbarmherzig es in die Familien greifen mag, so hart das Opfer sein mag, — es ist doch die höchste Bewährung unseres Volkes. Wenn mit einem Schlag die eigenen kleinen Sorgen unwichtig werden, dann beginnt schon die Sprache der Gemeinschaft. Wie jeder plötzlich alle Nöte des anderen mitspürt, da bindet sich der herzliche Bund aller nur noch fester.

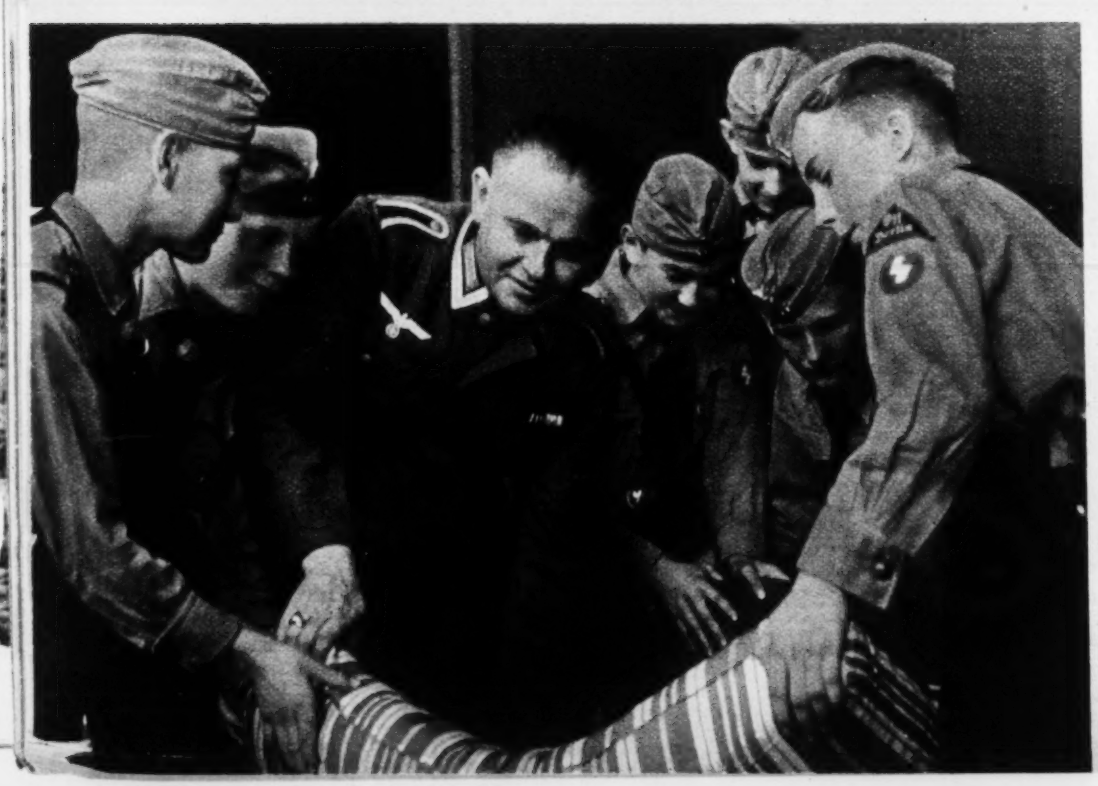
Uns Jungen ist zu einem Teil aus frühester Erinnerung des Weltkrieges noch gegenwärtig, wie unsere Mütter aus Gram um unseren Hunger weinten, den sie nicht lindern konnten, wie die Nachricht kam, daß der Vater oder der Bruder nicht mehr zurückkommen würde. Ein anderer Teil von uns weiß noch, wie in den Novembertagen unwürdig und ehrlos dieses große Ringen durch Verrat in der Heimat zu Ende ging, wie die Straßen von meuternden Landesverrätern beherrscht wurden und wie die Feldgrauen stumm, und vom Pöbel der Novemberrevolte verhöhnt, heimkehrten. Wieder ein anderer Teil von uns findet seine erste Erinnerung in jener Zeit der Verzweiflung aller Aufrechten, der Not, der Arbeitslosigkeit, des Hungers. Noch die Jüngsten unter uns wissen davon und von dem anderen: dem Bruderkrieg, dem Mord aufgeputschter volksfremder Parteigänger.

Die ersten und schönsten Erinnerungen, die wir Jungen in uns tragen, sind verbunden mit der Fahne der deutschen Revolution, ja, sie sind diese Fahne selbst. Als sie leuchtend vor uns aufstieg, begann erst unser Lebensrecht. Wir haben nie mehr die Fahne aus dem Blick verloren. Sie hat uns gerufen und gemahnt und uns in unser Reich geführt. Die Fahne hat uns Jungen die Kameradschaft der Männer geschenkt, denn diese Fahne rissen ja die an die Brust, die mit verbissenen Gesichtern aus den Gräbern stiegen und doch über Verfall und Verrat der Heimat das große Geschenk dieses Krieges mitbrachten: die Kameradschaft der Front.



Der BDM. stellt Gesundheitshelferinnen, die gründliche Ausbildung erfuhren

Ihre Schule wurde Lazarett. Sie haben fleißig geholfen, sagen die Soldaten





„Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt . . .“ Das wollen auch Pimpfe wissen

Bei allem Ernst des Dienstes macht die junge Dorffeuerwehr natürlich auch Spaß

Die Natur hat uns mit einer reichen Ernte bedacht und die Jugend half sie bergen

Die Männer haben uns zu sich, zu ihrer Sache gerufen. Wir waren für sie keine Reserven, nein, sie sahen in uns gleichwertige und gleichstarke Kameraden. Sie haben uns ihr Erbe mitgeteilt, und wir haben sie verstanden.

So auch waren wir ihnen, als sie im September zu den Waffen griffen, herzlich nah wie immer. Nein! Wir waren ihnen enger verbunden als je. Die Kameradschaft, die sie mit uns teilten, fand nun ihre Bewährung. Wir haben, wie in den Jahren zuvor an ihrer Seite, den Kampf mitgekämpft. Wieder haben wir Aufgaben, die zu erfüllen in unserer Macht stand, aufgenommen. Wir wissen, daß sich die Männer und Kameraden an der Front unserer nie zu schämen brauchen. Heute tun wir hier unsere Pflicht. Und wenn wir dann alt genug sind und wenn es das Geschick will, treten wir genau so selbstverständlich und zu jedem Opfer bereit, an ihre Seite.

Wir haben täglich von den Leistungen der Soldaten gehört und gelesen. Die Männer und Kameraden draußen sollen aber auch erfahren, was wir getan haben. Heute sind uns die Eindrücke dieser Wochen noch lebendig und frisch; wir wollen sie genau so niederschreiben und sie dann den Soldaten mitteilen. Es ist schade, wenn in späteren Zeiten diese lebendigen B e r i c h t e v o m K r i e g s s c h a u p l a t z d e r i n n e r e n F r o n t fehlen. Wir wollen helfen, diese Lücken zu schließen.

Darum fordert euch die „Junge Welt“ auf, euer eindrucksstärkstes Erlebnis dieser Wochen niederzuschreiben und an ihre Schriftleitung einzusenden. Allein im September fanden bereits 1 000 000 Kameradinnen und Kameraden Einsatz. Viele haben die gleichen Erlebnisse gehabt, viele haben Besonderes erlebt. Sie sollen sich eine Stunde Zeit nehmen und an uns schreiben.

Was ihr schreiben sollt? Ja, diese Frage müßt ihr euch selbst beantworten. Es ist gefährlich, Hinweise zu geben, weil dann die irrige Meinung entstehen kann, es sollte nur über das berichtet werden, was wir als „Tip“ geben. So ist es also nicht gemeint, wenn wir hier nur ein paar Möglichkeiten aufzeigen:

Da haben Kameradinnen vom BDM. in Lazaretten die Verwundeten besucht und gesungen. Wißt ihr uns davon zu berichten? Einem ist vielleicht der erste Feldpostbrief des Vaters oder des Bruders ein unauslöschliches Erlebnis geworden. Zahllose Kameradinnen und Kameraden zogen aufs Land und halfen die Ernte einbringen. Viel habt ihr da erlebt; etwas bestimmt, was mitteilenswert ist. Ihr seid zur Feuerwehrhilfe oder zum Luftschutz ausgebildet worden, vielleicht gar schon eingesetzt gewesen. Meint ihr nicht, daß ein Erlebnis dabei auch die Soldaten interessiert? Schreibt es auf! Wartet ab, was uns die Melder auf irgendwelchen Dienststellen zu berichten haben! Und die Mädel erst: die Mutter arbeitet irgendwo in der Fabrik oder hilft in einer Dienststelle; da müssen sie tüchtig zupacken. Was haben sie in kurzer Zeit alles gelernt! Sie werden eine Menge darüber schreiben können. Vor allem: die Formationsführer! Der HJ.-Dienst geht weiter. Die Kameraden, die sonst die Einheit führen, sind eingezogen. Der Stellvertreter hat die Arbeit übernommen und — trotz aller Schwierigkeiten — gemeistert. Das alles und vielmehr wollen die Soldaten aus der Heimat und von euch wissen! Ihr sollt es ihnen durch die „Junge Welt“ sagen. Übrigens: glaubt nicht, daß eure Berichte nur von ernsten Erlebnissen erzählen dürfen. Die Soldaten lachen gern, und wir wollen ihnen zeigen, daß wir auch genau so frohen Sinnes sind wie sie!

•

Bald ist Weihnachten, und da haben wir uns gedacht, daß diese kleine Mühe, die ihr zu eurer Arbeit und eurem Einsatz übernehmt, auch belohnt werden soll. Deshalb richten wir die Bitte an euch, Berichte vom: Kriegsschauplatz „Innere Front“, zum 1. Preisausschreiben der Reichszeitschrift der Hitler-Jugend an uns einzusenden.

<u>500 Bücher (im Werte von zusammen etwa 2500 RM.) sind für die schönsten Erlebnisberichte als Preise ausgesetzt. Jeder und jede Angehörige der Hitler-Jugend kann an dem Preisausschreiben teilnehmen. Merkt euch dies:</u>

1. Alle Einsendungen müssen bis spätestens zum <u>25. November 1939</u> abgeschickt sein.
2. Alle Berichte dürfen nur auf einseitig beschriebenen Blättern eingesandt werden.
3. Am Schluß des Berichtes muß, gut lesbar, der Name des Einsenders, die Anschrift und das Alter des Einsenders vermerkt sein.
4. Die Anschrift lautet: Reichszeitschrift der Hitler-Jugend, „Junge Welt“, Berlin SW 68, Zimmerstraße 88.
5. Der Briefumschlag trägt den Vermerk: Preisausschreiben Weihnachten 1939.
6. Eingesandte Beiträge können nicht zurückgeschickt werden.

Wir werden auf jeden Fall die Preise noch vor Weihnachten verteilen. Die Preisträger werden von der Schriftleitung der „Jungen Welt“ direkt benachrichtigt, die Bücher werden sogleich zugestellt. Die Preisträger und die besten Arbeiten werden im Januar-Heft 1940 veröffentlicht.

•

Nun wißt ihr alles. Schreibt darum gleich euer stärkstes Erlebnis dieser Wochen nieder. Aus allen Arbeiten zusammen erfahren die Soldaten, daß unsere Front eisern steht!

Land der Roten Erde

Land der Roten Erde — ein Land wie eine rußige Festung, reichend von der unteren und mittleren Ruhr nach Norden zu bis nach Lippe, eine einzige Kette von fast ineinander übergehenden Städten, Essen, Gelsenkirchen, Bottrop, Dortmund, Oberhausen, Hagen usw., eine Zusammenballung von Energien, von Werken, Hochöfen, Schienensträngen, Güterbahnhöfen und Menschen, einer der dichtbesiedeltsten Landstreifen der Erde und Europas größtes Industriegebiet.



Die Ursache dieser Zusammenballung der Industrie? Nun, unter diesem Erdboden ruhen seit Millionen Jahren ausgedehnte Kohlenflöze. Irgendein erdgeschichtlicher Vorgang, herausragend aus dunkelster Vergangenheit unseres Planeten, der riesige tropische Wälder versinken ließ — ein Umwandlungsprozeß, der über ungeheure Zeitenräume sich erstreckte und die Kohle werden ließ, ist die Ursache, die Grundlage der heutigen Industrie im Ruhrgebiet. 76 Milliarden Tonnen Kohle ruhen im Schoße des Landes der Roten Erde, ein riesiger Nationalreichtum, ein Vorrat auf fast tausend Jahre hinaus, auf den sich die Arbeit des rheinisch-westfälischen Industriegebietes stützt. Dieses Land hat keine Sanatoriumsluft, dieses Land ist nicht lieblich,



sondern rauh, die Tage erfüllt vom Dröhnen der Fabriken, und die Nächte überstrahlt vom grellen Feuer der Hochöfen. Aber doch liebt jeder, der hier ansässig ist, sein Ruhrgebiet. Hier entstand das Lied: „An Rhein und Ruhr marschieren wir." Es ist der Ausdruck der Liebe, die alle für ihren „Pütt" hegen.

Holzschnitte: Erich Palmowski



Briefmarken im Kriegsdienst!

Hans Lodys Tat

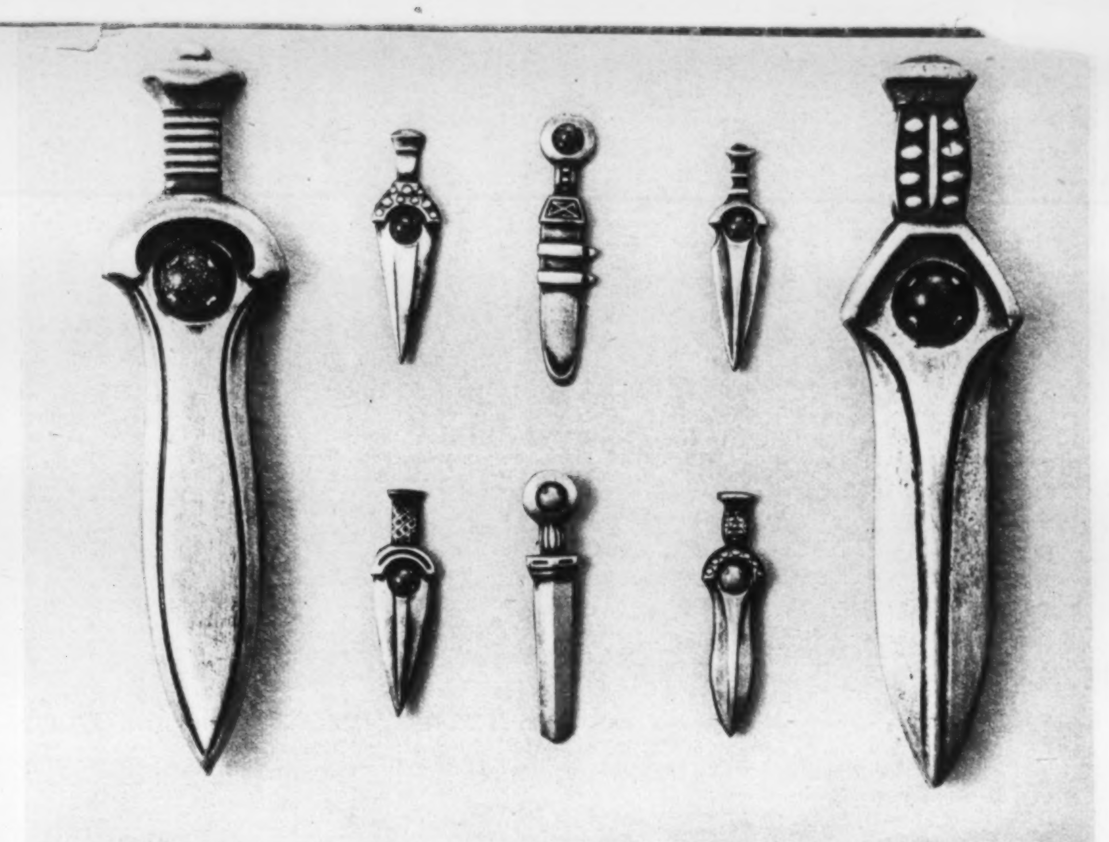
In Lübeck findest du an der Mauer am Burgtor das Reliefbild eines Ritters mit geschlossenem Visier und gefesselten Händen. Darüber hängt eine Schiffsglocke mit der Inschrift „In memoriam Karl Hans Lody", die am 6. November jedes Jahres um 6.30 Uhr zur Erinnerung an die Todesstunde des im Dienste für sein Vaterland gefallenen mutigen Helden geläutet wird.

Vielleicht ist dir der Name dieses Deutschen in Erinnerung, der 1914 in London als Spion erschossen wurde. Hans Lody war vor dem Kriege als Oberleutnant zur See bei der Deutschen Kriegsmarine und bei der Hamburg-Amerika-Linie tätig. Dank seines langjährigen Aufenthaltes in England verfügte er über ausgezeichnete Sprachkenntnisse. Als er 1914 in England vom Kriegsausbruch überrascht wurde, leistete er durch Übermittlung militärisch wichtiger Nachrichten dem deutschen Geheimdienst wertvolle Dienste. Infolge der strengen Sicherheitsmaßnahmen und der Verhaftungen aller Deutschen fehlten in den ersten Kriegsmonaten zuverlässige Nachrichten aus England. Lody war es gelungen, als amerikanischer Staatsbürger Informationen über militärische Pläne zu sammeln. War es schon ein gewagtes Spiel, diese Auskünfte zu erhalten, so war es mit Hilfe der bekannten Nachrichtenmittel unmöglich, die Erkundungen nach Deutschland gelangen zu lassen. Es zeigte sich nun, wie wertvoll die Kenntnis eines Briefmarkensammlers sein kann. Lody, der mit Briefmarken vertraut war, kam auf den Ausweg, mit Hilfe eines fingierten Tausches die Nachrichten mitzuteilen. Er pflegte mit getarnten Sammlern in Dänemark und Schweden einen lebhaften Tausch. In England kaufte er bei Markenhändlern ausländische Marken und klebte diese nach vorher vereinbartem Geheimschlüssel in die Tauschhefte. Die Anordnung der Marken nach ihren Farben, Wertziffern oder den Anfangsbuchstaben der Landesbezeichnung hatte eine bestimmte Bedeutung. So gelang es ihm, die englische Offensive in Flandern oder das Auslaufen englischer Kriegsschiffe rechtzeitig anzumelden. Durch entsprechende Abwehrmaßnahmen konnten den Engländern schwere Verluste beigebracht und das Gelingen ihrer Pläne verhindert werden.

Die Engländer boten natürlich ihren ganzen Spionageabwehrapparat auf, um diesen Schädling ausfindig zu machen. Einem Beamten fiel es eines Tages auf, daß Lody Briefe hintereinander in verschiedene Briefkästen warf. Die Kästen wurden sofort durchsucht und man fand zunächst nur die harmlosen Tauschsendungen. Ein Beamter von Scotland Yard, der auch Briefmarkensammler war, wurde Lody zum Verhängnis. Ihm fiel beim Vergleich der Briefsendungen auf, daß die Marken nicht wie unter Sammlern üblich, sondern nach ganz anderen Gesichtspunkten aufgeklebt waren. Bei weiteren Beobachtungen der Tauschsendungen bestätigte sich in der Anordnung der Marken das Vorhandensein eines Geheimschlüssels. Lody wurde verhaftet und, nach kurzem Verhör vor dem Kriegsgericht, erschossen. Diese kleine Abhandlung aus dem Kriege zeigt, wie die Kenntnis von Briefmarkensammlern sowohl für die Spionage wie für ihre Abwehr wertvolle Dienste geleistet hat.

Auch auf der feindlichen Seite wurden Briefmarken für Kriegszwecke verwendet. Mit Hilfe von Flugblättern und vertraulichen Briefen an die Soldaten und an die Zivilbevölkerung in der Heimat sollte die Widerstandskraft der deutschen Nation gebrochen werden. Da die Geheimagenten genau wußten, daß die Deutschen den aus dem Auslande kommenden Nachrichten mit großem Mißtrauen begegnen, wählten sie schon damals denselben Weg, den sie heute wieder einschlagen, um das deutsche Volk zu entmutigen und Mißtrauen gegenüber der Führung zu säen. Sie schickten Flugblätter oder persönliche Briefe von guten Freunden aus dem Reich. Diese Briefe wurden zu Hunderttausenden durch die Post zugestellt. Es konnte einem Postbeamten nun auffallen, wenn die hierzu benötigten Marken in großen Mengen gekauft wurden, da jeder Schalterbeamte seine Großabnehmer kennt. Der Propagandadienst ging ganz raffiniert vor und stellte Millionen deutscher 10- und 15-Pfennig-Germaniamarken in England her! Die Fälschungen waren so gut, daß sie nie bemerkt wurden. Erst vor wenigen Jahren ist das Geheimnis durch den Leiter einer Nachrichtenzentrale gelüftet worden. Ein typisches Beispiel, wie die Engländer nicht nur die Nachrichten, sondern sogar die zu ihrer Beförderung bestimmten Freimarken fälschen!

Da wir gerade bei dem im Kriegsdienst stehenden Marken sind, wollen wir noch die Marken betrachten, die ein historisches Dokument für den heldenhaften deutschen Seemannsgeist im Kampf gegen die englische Hungerblockade sind. Es handelt sich um deutsche Unterseeboots-Marken, die nur wenigen bekannt sein dürften. Sie wurden von der Deutschen Ozean-Reederei mit Genehmigung der Regierung 1916 herausgegeben und dienten sowohl als Quittung für das entrichtete Porto wie auch für den Versicherungsbetrag. Die in den Wertstufen von 5 bis 100 Mark vorkommenden Marken zeigen im Kreis einen Leuchtturm und die Inschrift „Deutsche Versicherungsbank, Berlin", viermal die Jahreszahl 1916, die Überschrift „Wertbriefbeförderung" und unter dem Kreis „Deutschland – Amerika". Diese nicht als direkte Postwertzeichen zu betrachtenden Freimarken waren für die Wertbriefe bestimmt, die mit den Handels-U-Booten „Deutschland" und „Bremen" befördert wurden. Bis zur Kriegserklärung Amerikas hatte die „Deutschland" zwei erfolgreiche Fahrten nach Amerika unternommen. Die auf diesen Fahrten beförderten Briefe sind die einzigen mit echtem Poststempel, und daher von großem Sammlerwert. Die „Bremen" traf ein tragisches Mißgeschick. Sie ist mit ihrer Besatzung von der ersten Fahrt nicht zurückgekehrt und wahrscheinlich versenkt worden. So sind diese Unterseebootsmarken Zeugen deutschen Erfindergeistes und von deutschem Heldentum zur See. B. M.



Diese schönen Abzeichen des 2. Sammeltages des Kriegs-WHW. werden von den Männern der SA., SS, NSKK. und NSFK. am 11. und 12. November verkauft. Sie stellen Schwerter und Dolche unserer germanischen Vorfahren dar; sie waren Zeichen des freien germanischen Mannes. Es gibt im dritten Monat des Krieges kaum ein schöneres Symbol, das — von Millionen Deutschen getragen — Bekenntnis des Willens, Glaubens und Siegens ist. — 25 Millionen dieser Abzeichen wurden hergestellt; diese Arbeit gab vielen tausend Edelsteinschleifern und Metallarbeitern in Idar-Oberstein, Hanau, Schwäbisch-Gmünd, Pforzheim und Gablonz (Sudetengau), deren Industrie stark vom Export abhängt, eine lange Zeit währende Arbeitssicherung. Wir tragen alle diese schönen Abzeichen des Kriegswinterhilfswerkes



Der Mars antwortet nicht!

Seit Jahrhunderten beschäftigen sich Forscher und Gelehrte mit dem uns allen bekannten Planeten Mars. Bis auf 396 Millionen Kilometer kann sich dieser Himmelskörper, der den Namen eines Kriegsgottes trägt, von unserer irdischen Welt entfernen. Er kann der Erde aber auch mitunter recht nahe kommen. Das war letztmalig am 27. Juli 1939 der Fall. „Nur" 58 Millionen Kilometer trennten uns von ihm.

Schon früher hatten die Gemüter in derartigen Fällen versucht, die Rätsel und Geheimnisse dieses benachbarten Gestirns zu lüften und zu lösen. Es war selbstverständlich, daß auch dieses Mal hier und da Menschen vorhanden waren, die sich ein besonderes Verdienst erwerben wollten. Daß hierbei die Amerikaner in der ersten Reihe standen und daß sie sich bei den Vorbereitungen förmlich überschlugen, nimmt uns nicht Wunder. Denn viele Menschen dieses demokratischen Landes leben in ständiger *Angst* vor dem Mars!

Es ist erst einige Monate her, als ein amerikanischer Rundfunksender ein Hörspiel „Der Krieg in den Welten" über die Wellen des Äthers verbreitete. Marsbewohner waren, so wollte es der Verfasser, in einem Weltraumschiff in New Jersey in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gelandet und mit geheimnisvollen Todesstrahlen gegen die Bevölkerung vorgegangen. Alle diese Ereignisse wurden in dem Spiel recht anschaulich dargestellt. Nur ein Sendespiel! Und doch übte dieses Sendespiel in dem aufgeklärten Amerika eine furchtbare Wirkung aus. In zahlreichen Orten brach eine geradezu unvorstellbare Panik aus!

Wir brauchen in diesem Zusammenhang gar nicht die inneren Ursachen des Erfolgs der Rundfunksendung zu untersuchen, sondern wir wollen nur eins feststellen. Früher wurde lediglich die *Frage* gestellt, ob es *Lebewesen* auf dem Mars gibt. In den beiden letzten Jahrzehnten ist infolge der ungeheuren Entwicklung des Funks eine neue Frage aufgetaucht. Sie lautet: *ist eine Funkverbindung zum Mars möglich?*

Als der Mars in Erdnähe weilte, versuchten die Amerikaner *allen Ernstes*, eine Funkverbindung mit dem Planeten herzustellen. Diese Versuche wurden mit Hilfe von 40 Kurzwellenempfängern und Sendern durchgeführt. Zunächst lauschten 40 Mann angestrengt und aufmerksam auf Funkzeichen vom Mars. Als jedoch alles ruhig blieb, sandten diese Männer mit Hilfe des Senders Funkzeichen aus, und zwar drei Striche von mehreren Sekunden Dauer. Dann wurden wieder die Funkempfänger eingeschaltet. Sorgfältig wurden alle Bereiche überwacht, ob doch nicht eine Verbindung mit dem Mars hergestellt werden könnte. Um diese Arbeit nicht zu stören, mußten sogar die Funkstationen des Signalkorps der Armee und Marine ihre Sendungen einstellen. Alles war sehr gut vorbereitet. Das Ergebnis war allerdings für die sensationshungrigen Amerikaner niederschmetternd! *Der Mars antwortete nicht!*

Bereits vor sieben Jahren hatten die Amerikaner durch die Presse Nachrichten verbreiten lassen, wonach es Ingenieuren gelungen sein sollte, Ultrakurzwellen von 42 Zentimeter Länge zu erzeugen, mit denen man bis zum Mars telegraphieren könnte! Auch in den Jahren vorher, besonders im Jahre 1929, warteten viele Marsverehrer darauf, daß sich die Marsbewohner funktelegraphisch bemerkbar machen würden. Immer wieder blieb die so sehnsüchtig erwartete Funkwelle aus.

Wenn wir uns heute mit der Frage beschäftigen, ob eine Funkverbindung zum Mars möglich ist, so wissen wir, daß die Funkwellen im Bereich von 10 Meter bis 20 000 Meter für eine Nachrichtenübermittlung zwischen zwei Planeten *nicht* in Frage kommen. Die Ausbreitungserscheinungen dieser Wellen, die in einer Sekunde 15 000 Schwingungen (bei der 20 000-Meter-Welle) bis 30 000 000 Schwingungen (bei der 10-Meter-Welle) ausführen, sind so eingehend erforscht, daß keinerlei Zweifel mehr darüber bestehen. Es sind Wellen, die unsere irdische Atmosphäre nicht verlassen können.

Anders wird jedoch das Bild, wenn wir uns den noch kürzeren Wellen, also den ultrakurzen Wellen zuwenden. Hier zeigt sich besonders bei den Wellen unter 6 Meter ein eigenartiges Verhalten. Diese Wellen wandern nicht mehr durch den Äther längs der Erdoberfläche entlang, sondern sie breiten sich durch den Raum *geradlinig* aus. Besonders gut läßt sich diese Eigenschaft bei den Wellen von einigen Dezimeter Länge nachweisen. Ihre Ausbreitung ist der des Lichtes sehr ähnlich. Die Reichweite zwischen Sender und Empfänger wird eindeutig durch die Sichtweite bestimmt. Schwieriger ist es, noch kleinere Wellen, etwa Zentimeter- oder gar Millimeterwellen zu erzeugen. Eine Funkwelle von 1 Meter Länge würde in einer einzigen Sekunde 300 000 000 000, also 300 Milliarden Schwingungen ausführen! Hier steht die Forschung erst am Anfang. Ob diese winzigen Wellenlängen jemals für die Nachrichtenübermittlung bedeutungsvoll werden, muß heute schon bezweifelt werden. Sie werden durch Nebel und besonders bei Regen förmlich verschluckt. Und wählen wir noch kürzere Wellen, dann nähern wir uns immer mehr dem *optischen* Bereich, also einem Wellenbereich, der uns *keine* Funkwellen mehr liefert.

Es wäre in der Tat denkbar, daß aus dem weiten Gebiet der Funkwellen einige Bereiche herausgeschält werden könnten, die für eine Nachrichtenübermittlung und einen Nachrichtenaustausch mit dem Mars in Frage kämen. Die Funkwelle müßte dann derart gebündelt werden, daß sie wie ein „Lichtstrahl" oder ein „Geschoß" die Erde verläßt. Sie müßte genau zum Mars gerichtet werden, damit die Marsbewohner auch wirklich die Funkwelle mit genügender Stärke auffangen können. Heutzutage fehlen uns im Zentimeter- und Millimetergebiet noch die technischen Mittel für das Senden und Empfangen derartiger Funkwellen. Anders ist es im Gebiet der Dezimeterwellen.

Ein Hinweis sei gestattet. Die Funktechnik ist erst vier Jahrzehnte alt. Trotz der wunderbaren Vollkommenheit, die wir immer wieder bewundern — ich möchte nur auf das Fernsehen hinweisen —, stehen wir sicherlich erst am *Anfang* der Entwicklung. Das Gebiet der Dezimeter- und Zentimeterwellen und der noch kürzeren Wellen gibt uns die Gewißheit, daß eine Funkverbindung zum Mars unter ganz bestimmten Voraussetzungen *nicht unmöglich zu sein scheint*. Die kommenden Jahre werden beweisen, daß der Forscher auch diese Wellengebiete meistern und den Bau von genügend starken Sendern und Empfängern angeben kann.

So wird einmal die Zeit kommen, wo der Techniker in der Lage ist, eine Funkverbindung zum Mars herzustellen. Die Zeichen mögen dann mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde zum Mars eilen.



Werden dann aber wirklich Bewohner auf dem Mars vorhanden sein? Werden diese Marsbewohner geeignete Geräte zum Aufnehmen der Zeichen haben? Was bedeuten schließlich einige Jahrzehnte Funkentwicklung auf unserer Erde im Vergleich zu dem großen Geschehen des Weltalls? Müssen wir da nicht mit ganz anderen Zeitabschnitten rechnen? Mit Jahrtansenden oder gar mit Jahrmillionen? Wie sah es auf unserm Erdball vor 100 000 Jahren aus? Und wie wird es in 100 000 Jahren sein? Auf welcher Entwicklungsstufe stehen die Marsbewohner, sofern sie überhaupt vorhanden sind? Sind sie uns etwa schon 100 000 Jahre voraus? Und wie sollte die Verständigung vor sich gehen? Wären es nicht alles unverständliche Zeichen, Hieroglyphen?

Es muß auch die Geschwindigkeit der Funkwelle beachtet werden. Sie ist genau so groß wie die Lichtgeschwindigkeit, also 300 000 Kilometer in der Sekunde. Für uns irdische Menschen ist diese Geschwindigkeit nicht mehr recht vorstellbar, auch dann nicht, wenn jemand darauf hinweisen sollte, daß die Funkwelle in einer einzigen Sekunde siebeneinhalbmal um den Erdball eilt. Um bis zum Mars zu gelangen, braucht die Funkwelle jedoch für 78 Millionen Kilometer (das ist die mittlere Entfernung von der Erde) mehr als vier Minuten. Dabei ist der Mars, wenn wir astronomische Begriffe zugrunde legen, uns sehr, sehr nahe.

Das Weltall ist jedoch unendlich. Es gibt Sterne, die 10 oder 100 oder 1000 oder 5000 oder gar 10 000 und noch viel mehr Lichtjahre von uns entfernt sind. In einem Lichtjahr überbrückt der Lichtstrahl eine Strecke von 9 467 500 000 000 Kilometer! Das bedeutet, daß auch die Funkwelle, die die gleiche Geschwindigkeit wie die Lichtwelle hat, die gleiche Zeit zum Überbrücken dieser ungeheuren Entfernungen benötigt! Und wenn dann diese Funkzeichen von einem Lebewesen jenseits unserer Welt gehört und beantwortet werden sollten, dann ... ja, dann braucht die Antwort vom Mars vier Minuten oder von andern Himmelskörpern, je nach den Entfernungen, wiederum Minuten, Stunden, Monate, Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte oder Jahrtausende! Können wir sterblichen Menschen dieses Erdballs nicht hieran schon ermessen, daß wohl in Romanen eine Funkverbindung zu einem Planeten leicht hergestellt werden kann, daß sich aber in der rauhen Wirklichkeit Schwierigkeiten auftürmen!

Wir erkennen so recht, daß der Mensch allen Gesetzen der Natur unterworfen ist und, wenn es ihm einmal gelingen sollte, eine Funkverbindung mit einem Lebewesen im Weltall herzustellen, auch dann bescheiden bleiben muß. Doch ehe diese Funkverbindung einmal zustande kommt, ist es auf jeden Fall besser und sicherer, sich mit dem zu begnügen, was uns Forscher, Ingenieure und Techniker bisher gegeben haben: Die Funkwelle innerhalb der bisher erforschten Wellenbereiche, die der Menschheit in so großartiger Weise schon dienstbar gemacht worden sind!

Tador

Aus alt mach neu!

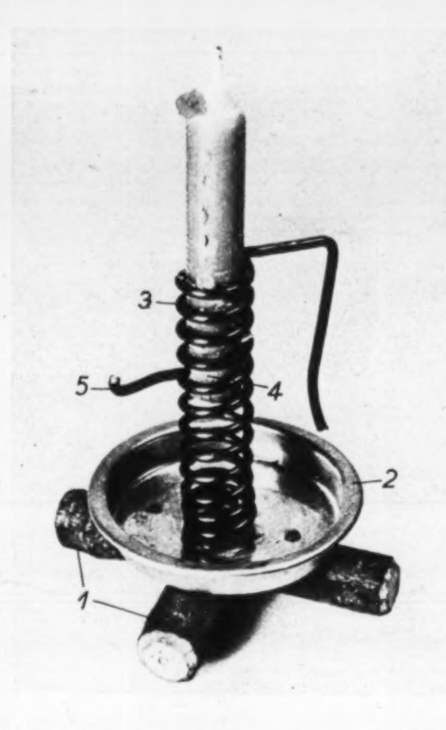
Aus alt mach neu! – soll diesmal nicht so verstanden sein, daß wir etwa eine Konservenbüchse in eine mehr oder weniger geschmackvolle Blumenvase verwandeln, aus dem grünen Glasschirm einer alten Petroleumlampe und dem Deckel einer Blechdose eine elektrische Deckenbeleuchtung basteln oder aus einer rohen Kiste durch Anbringen eines Vorhanges einen Bücherschrank machen. All diese Arbeiten stehen in einem bedenklichen Verwandtschaftsverhältnis mit Vetter „Kitsch", und damit wollen wir nichts zu tun haben.

Hingegen können wir aus den Werkstoffen, die wir durch das Zerlegen alter, nicht mehr gebrauchter Gegenstände gewinnen, allerlei Neues für Haus und Hof, für Heim und Werkstatt anfertigen. Der meist verwendete Werkstoff des Bastlers ist Holz in den verschiedensten Formen, wie Bretter, Leisten, Stäbe, Kanthölzer, gedrechselte Teile usw. Da gibt es beispielsweise bei der Entrümpelung reiche Beute. Dicke Hartholzplatten, die sonst gar nicht so leicht aufzutreiben sind oder zumindest teuer bezahlt werden müssen, können wir ebensogut wie dünnere Bretter gebrauchen. Auch Leisten, Stäbe, gedrechselte Tischfüße und ähnliches leisten dem Bastler gute Dienste. Beim Zerlegen der Gegenstände gehen wir recht vorsichtig zu Werke, damit das Holz nicht spaltet und nicht mehr als nötig zerbeult wird. Die gewonnenen Holzteile ordnen wir und verwahren auch die beim „Abbau" gewonnenen Schrauben, Scharniere, Beschläge usw. Auch auf Werkstoffe aus Metall achten wir. Wie oft wird ein Röhrchen, eine Schiene, ein Ring, ein Bolzen, ein Stück Blech oder Draht gebraucht. Auch Hanfgurte, Stoff-, Filz- und Lederreste, Bindfaden und anderes mehr finden in der Werkstatt des Bastlers immer wieder Verwendung.

Was kann nun aus all dem „alten Kram" gebastelt werden? Sehr viel, wir kämen mit dem Aufzählen an kein Ende. Darum wollen wir uns mit drei Beispielen bescheiden, mit einem Bastelgeschenk, einem Spielzeug und einem praktischen Gerät.

Kerzenleuchter

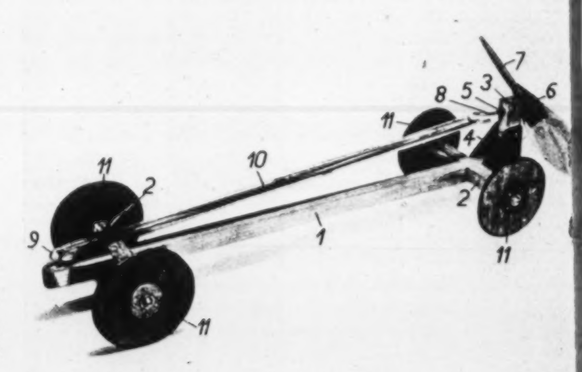
Wir beschaffen uns zunächst einen daumendicken Haselstock (alter Ski- oder Spazierstock) und schneiden davon zwei 14 Zentimeter lange Stücke ab, überblatten sie kreuzweise und bekommen so den Leuchterfuß (1). Darauf nageln wir einen 10 Zentimeter großen Blechdeckel (2) und wickeln nun als Kerzenhalter eine Spirale (3) aus stärkerem Eisendraht. Das untere, spitz zugefeilte Drahtende biegen wir gerade, bohren durch den Blechdeckel ein Loch in den Holzfuß, schieben den Draht durch die Bohrung, biegen das vorragende Ende hakenförmig um und klopfen die Drahtspitze ins Holz zurück; das hält. Beim Festmachen achten wir darauf, daß die Spirale auf die Mitte des Deckels zu stehen kommt. Das lange obere Ende biegen wir zu einem Griff, wie er bei altertümlichen Leuchtern zu finden ist. Hierauf richten wir eine kurze, in die Spirale passende Walze (4) zu und schlagen seitlich ein Drahtstück (5) ins Holz. Damit können wir die Walze in die Spirale drehen und, je nach Bedarf, die Kerze höher oder tiefer stellen, so daß sie bis zum letzten Rest verbrennen kann. Das ist die ganze Kunst!



Luftschraubenwagen

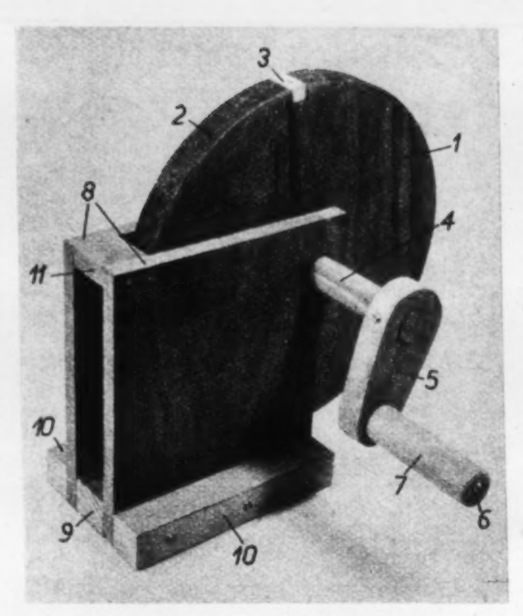
Der macht unseren kleinen Geschwistern oder den vom WHW. betreuten Kindern Spaß, saust er doch – richtig aufgezogen – vom einen bis ins andere Stubenende. Wir schneiden aus einer 15 Millimeter starken Vierkantleiste ein 50 Zentimeter langes Stück (1) und zwei 10 Zentimeter lange Stücke (2) zu und überblatten sie mit der langen Leiste, 5 Zentimeter von ihren Enden entfernt. Ein viertes, 5 Zentimeter langes Leistenstück (3) befestigen wir aufrecht auf dem Ende der langen Leiste und verstreben es beiderseits mit schwachen, dreieckigen Sperrholzstücken (4). Das ist der Propellerträger, der den kräftigen Zug des eingedrehten Gummis auszuhalten hat. Oben durchbohren wir das Stabstück, füttern die Bohrung mit einem 3 Millimeter weiten Metallrohr (5) und schreiten nun zur Herstellung des Propellers. Er besteht aus der Nabe (6) und den beiden blattförmigen Flügeln (7) aus 3 Millimeter Sperrholz. Die Nabe ist ein 4 Zentimeter langes Holzstück von $2 \times 1^1/_2$ Zentimeter Querschnitt, das in den beiden Stirnseiten diagonal so geschlitzt wird, daß sich die Schlitze in der Draufsicht kreuzen. In die Einschnitte leimen wir die Flügel, die an der breitesten Stelle etwa 4 Zentimeter messen. Der Durchmesser des fertigen Propellers soll 17 Zentimeter betragen. Die scharfen Kanten der Nabe raspeln wir ab und lassen sie in die Flügel verlaufen.

In die genau zentrisch durchbohrte Luftschraube treiben wir eine 3 Millimeter starke Welle (8), legen eine Glasperle bei, stecken die Achse durch das Lager und biegen sie am anderen Ende zu einem Haken. Einen zweiten Haken (9) drehen wir in das Vorderende der langen Leiste und hängen in beide den Gummistrang (10). Die 8 Zentimeter großen Räder (11) fertigen wir aus dünnem Sperrholz, verdicken die Nabe mit kleinen Scheiben und befestigen die Räder leicht drehbar an den Kreuzbalken.



Drehschleifstein aus Schmirgelpapier

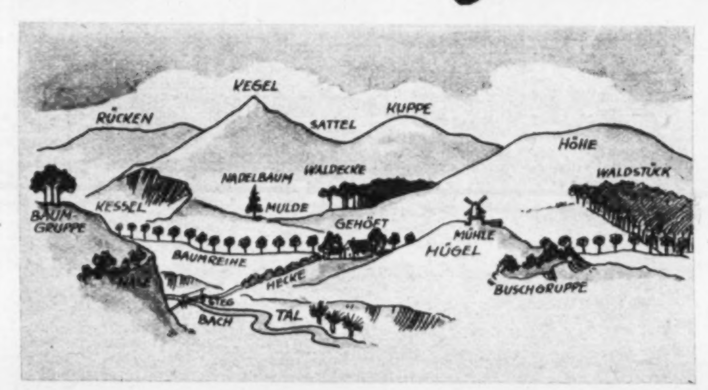
Den können wir in Ermangelung einer Schleifscheibe aus Sandstein zum Schärfen von Messern und Werkzeugen gut gebrauchen. Wir schneiden aus einer dicken Hartholzplatte eine runde Scheibe aus, überziehen den Rand mit einem Streifen feinem Schmirgelpapier und schleifen genau so, wie am Sandschleifstein. Eine Vorrichtung müssen wir allerdings vorsehen, soll das Gerät etwas taugen. Mit der Zeit wird sich der Schleifbelag abnützen, und wir müssen ihn ebenso einfach wie rasch wieder ersetzen können. Das machen wir geschickt so: Wir schneiden nach der Nebenskizze aus dem Radumfang einen Keil heraus, bohren in die Mitte des Keiles ein Loch und befestigen ihn mit einer versenkten Flachkopfschraube wieder im Keilschlitz. Bevor wir dies jedoch machen, legen wir den Schmirgelpapierstreifen um die Scheibe, biegen die Enden über die Kanten des Einschnittes, und wenn wir nun den Keil festschrauben, werden die Enden festgeklemmt und der Streifen wird überdies gespannt. Das ist der Witz des Ganzen. Alles übrige ist ganz einfach. In die Scheibe (1), die wir mit dem Schleifbelag (2) und dem Klemmkeil (3) versehen haben, treiben wir eine festsitzende Holzwelle (4), befestigen an dieser den Kurbelarm (5) mit dem um einen Bolzen (6) drehbaren Handgriff (7). Das Lagergestell besteht aus einer Hohlwand, die von den beiden Brettern (8) gebildet wird. In einer weiten Bohrung der uns zugekehrten Wand wird die Holzwelle gelagert, während die Lagerung im gegenüberliegenden Brett durch eine Holzschraube erfolgt, die wir durch die Wand in die knapp aus der Scheibe ragende Welle drehen. Den Fuß des Gestelles, der mit Schrauben am Tische festgeklemmt wird, bilden die Zwischenleiste (9) und die beiden Außenleisten (10). Hinter der Scheibe wird ein Holzstück (11) zwischen den Wänden festgeschraubt, das einerseits



die Bretter im richtigen Abstand hält, andererseits als Auflage für die zu schleifenden Messer dient. Wir können das Gerät beliebig groß bauen, zweckentsprechend ist ein Scheibendurchmesser von 20 Zentimeter.

Oskar Grissemann

Wenn du das Gelände beschreiben sollst



Wir haben mit dir über richtiges Tarnen gesprochen. Das heißt also, wir setzen voraus, daß du das Gelände schon richtig ausnutzen kannst. Ein Schritt weiter, und du bist imstande, das Gelände auch richtig beschreiben zu können. Das hört sich zwar sehr leicht an, ist aber doch schwerer, als du meinst. Du kannst dich da nicht hinstellen und sagen: zuerst kommt ein großer Wald, dann eine Wiese, dann ein Berg, dann wieder ein Berg, eine Straße und ein See. Nein, du mußt schon für eine Geländebeschreibung die richtigen Ausdrücke gebrauchen, die so gewählt sind, daß sie dem Kameraden, der das Gelände noch nicht kennt oder noch nicht einsehen kann, doch eine genaue Vorstellung von seiner Beschaffenheit geben. Das ist vor allem wichtig, wenn du einer Gruppe den Weg beschreiben sollst, den sie einzuschlagen hat, wenn du sie also in ihre künftige Stellung „einweist". Wichtig ist auch die Geländebeschreibung für deinen Formationsführer, der dich zur Erkundung oder Beurteilung des Geländes als Späher ausgeschickt hat.

Gewöhne dich daran, eine Geländebeschreibung so kurz wie möglich zu geben; du darfst aber auch nichts, was von Bedeutung sein kann, weglassen. Mach dir zunächst die Grundbegriffe klar, denn wir unterscheiden Bodenformen von Bodenbedeckung. Bodenformen sind eben die Formen, die das Gelände im natürlichen Zustand aufweist; es kann also eben, wellig und auch bergig sein. Und unter Bodenbedeckung verstehen wir das, was auf dem Gelände wächst oder angebaut wird. Unterscheide bei den Bodenformen Bodenerhöhungen und Bodenvertiefungen. Erhöhungen sind: Kuppe, Berge, Kegel, Kamm (oder Grat, Rücken), Tafelberg, Hügel, Nase, Höhe usw. Vertiefungen dagegen: Tal, Mulde, Hohlweg, Senke, Trichter, Grube, Schlenke, Kessel, Sattel usw. Zum Teil werden dir schon die Namen sagen, welche Bodenformen damit gemeint sind; du kannst es aber auch noch aus unserer Zeichnung entnehmen. Auch bei der Bodenbedeckung unterscheiden wir zwei Begriffe, nämlich die natürliche, also die Bodenbewachsung, und die künstliche, die Bodenbebauung. Natürliche Bodenbedeckungen sind: Wald, Waldstücke, Waldkulissen, Büsche, Felder, Wiesen, Hecken, Bäume usw., künstliche Bodenbedeckung dagegen die Stadt, ein Dorf, ein Bauernhof, oder ein Gehöft, eine Scheune, eine Brücke, Straße, Bahnlinie usw. Strom, Fluß, Bach, Graben, Tümpel, See, Weiher, Teich, Kanal, das sind die verschiedenen Begriffe für ein zu beschreibendes Gewässer.

Teile dir dein Gelände immer ein in: Vorder-, Mittel- und Hintergrund und beschreibe es stets von rechts nach links.

Ihr könnt das auch alles zusammen im Heimabend besprechen. Ihr baut euch einfach einen Sandkasten und modelliert darin die verschiedensten Geländeformen; ihr prägt sie euch auf diese Weise am sichersten ein.

Wie man so einen Sandkasten anlegt, so einen mit allen Raffinessen für die Geländeübung, darüber sprechen wir später, wenn ihr im Geländedienst schon weiter seid und vom Geländekampf auch etwas versteht.

Für den Rucksack:

Du hast gewiß schon vor so manchem Buchladen gestanden und dir die Bücher über Geländeausbildung in der Auslage betrachtet. Bist du dann in den Laden gegangen und hast einmal in diese Bücher hineingeschaut, so hast du sicher feststellen müssen, daß sie für dich oder deine Jungen doch nicht ganz geeignet sind. Da wurde das, was ihr in der Geländeausbildung benötigt, nur kurz gestreift und anderes weit mehr behandelt, was nicht in den Rahmen unserer Ausbildung gehört. Die Franckhsche Verlagsbuchhandlung Stuttgart ist dir da nun entgegengekommen und hat kleine Büchereien herausgebracht, die Rucksack-Bücherei und die Geländesport-Bücherei, die für unsere Verwendung geradezu wie geschaffen sind. Du findest in diesen Büchereien, die in einzelnen Heften zu 40 Pfennig herausgebracht wurden, alles, was du für Fahrt und Lager, für Freizeitgestaltung und Sport, für Geländeausbildung und -kämpfe benötigst in übersichtlicher Form zusammengestellt und durch viele Illustrationen und Zeichnungen sowie Skizzen deutlich veranschaulicht.



Die deutsche und die ungarische Jugend sind sich in herzlicher Freundschaft verbunden. Gegenseitige Besuche, zum Beispiel die Großwasserfahrt der westfälischen Marine-HJ. beweisen das. Hier zeigen wir zwei Bilder aus dem Leben der ungarischen Jugend. Oben: Scheibenschießen in einer städtischen Kleingewehrschießstätte; unten: der Hof eines größeren Leventeheimes; im Vordergrund ein Schwimmbasin



Nachrichten

Der Reichsjugendführer überbrachte dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler zu dessen 39. Geburtstag in Anerkennung seiner Verdienste um den Gedanken des Landdienstes eine Urkunde, durch die der Reichsführer-SS als treuer Freund der nationalsozialistischen Jugendbewegung und unermüdlicher Vorkämpfer des Landdienstgedankens den Rang eines Ehrenführers des Landdienstes der HJ. erhält.

*

In Berlin waren am 7. und 8. Oktober die Obergauführerinnen des BDM. aus dem gesamten Reichsgebiet zu einer Arbeitstagung unter Leitung der Reichsreferentin des BDM., Jutta Rüdiger, zusammengekommen. Reichsjugendführer Baldur von Schirach sprach im Rahmen dieser Tagung über Erziehung und Einsatz der weiblichen Jugend während der Dauer des Krieges.

Wußtest du schon ...

..., daß das britische Weltreich etwa ein Viertel der Erdoberfläche und ein Viertel der ganzen Menschheit umfaßt, daß es also dreimal so groß wie ganz Europa ist und an Größe das Mutterland um weit mehr als das Hundertfache übertrifft?

..., daß der recht mannigfach zusammengesetzten weißen Bevölkerung des gesamten britischen Weltreiches (etwa 70 Millionen Weiße) fast 370 Millionen Inder und wesensverwandte Völker, 40 Millionen Neger, je 6 Millionen Araber und Malaien, 1,5 Millionen Chinesen und 1 Million Polynesier und noch 100 000 Indianer gegenüberstehen?

..., daß England erst in jüngster Zeit die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hat?

..., daß sich die Staatsschulden Großbritanniens auf (31. März 1938) 8026 Millionen Pfund belaufen?

..., daß in England etwa 50 Prozent der Erwerbstätigen in der Industrie und im Bergbau beschäftigt sind und nur 6 Prozent in der Land- und Forstwirtschaft?

..., daß die Land- und Forstwirtschaft in Großbritannien stark vernachlässigt ist, daß nur 5,4 Prozent (im Deutschen Reich: 27,5 Prozent) der Gesamtfläche bewaldet sind, daß zwar 80,6 Prozent der Gesamtfläche landwirtschaftlich genutzt, aber nur 21,5 Prozent (im Deutschen Reich: 38,6 Prozent) Ackerland sind?

..., daß Großbritannien vor Norwegen und Deutschland der größte Fischereistaat Europas ist und daß seine Fischereiflotte 1937 920 900 Tonnen Seefische im Werte von 317 800 000 RM. fing? Und daß es in der Welt nur von Japan und den USA. übertroffen wird?

..., daß Großbritannien nur etwa 25 bis 30 Prozent seines Gesamtverbrauchs an Nahrungsmitteln im Inland erzeugt und daß 70 bis 75 Prozent des Bedarfs auf dem Seewege eingeführt werden müssen?

..., daß in Großbritannien die Förderung von Steinkohlen 19 Prozent der Weltförderung ausmachen, wir dagegen 14,4 Prozent fördern und 73,7 Prozent der Braunkohlenförderung der Welt für uns buchen können, während Großbritannien Braunkohlen so gut wie gar nicht besitzt?

..., daß Großbritannien einer der wenigen Staaten ist, die das metrische Maß- und Gewichtssystem noch nicht gesetzlich eingeführt haben, daß man in England also heute noch nach Yard (= 914 Millimeter), Feed (Fuß) und Inches (Zoll) mißt und nach Gallon = 4,544 Liter, und daß das englische Pound nur 454 Gramm hat?

..., daß England nur 11 Jahre hindurch (von 1649 bis 1660) Republik war, sonst aber immer von Königen regiert wurde?

..., daß das jetzige Herrscherhaus, Haus Sachsen-Coburg-Gotha, das seit 1901 die Krone trägt, erst im Jahre 1917 in Haus Windsor umgenannt wurde?

..., daß du mehr darüber nachlesen kannst in dem ausgezeichneten Heft: „Schlag nach über England" (Bibliographisches Institut AG., Leipzig, Preis 0,50 RM.)?

So war das mit Tetjus Uhl

Eine Robinsonade von Hans Reiser

Verlagsrecht: „Die Heimbücherei“

Tetjus Uhl wandert in die Welt, getrieben von Fernsehsucht und Abenteuerlust. Auf seiner Wanderung durch die undurchdringliche Wildnis des südamerikanischen Urwaldes trifft er nur sehr selten einen Menschen. Aber das Schicksal hat es wohl gut mit ihm gemeint, als er Kimsa kennenlernte, einen jungen Indianer, der sich ihm bald näher anschloß. Sie hatten einige Zeit auf einer Hazienda gearbeitet, als sie Streit mit dem Besitzer bekamen und nun vorzogen, zu Kimsas Stamm zurückzukehren. Viele Tage dauerte diese Fahrt in der „Canoa“ auf den fremden Flüssen, aber eines Morgens hörte er ein sehr fernes Geräusch, das sich anhörte, wie das dumpfe Schlagen von Trommeln.

7. Fortsetzung

Als die Indianer die „Canoa“ dort, von wo der Schall herkam, auf das Ufer zusteuerten, heraussprangen, das Boot festmachten und entluden, war er sich nicht mehr im Zweifel darüber, daß sie entweder bei ihrem eigenen Stamm oder bei einem benachbarten angekommen waren. Sie ließen alles am Fluß liegen und schlugen einen kaum erkennbaren Pfad ein, der sich kreuz und quer durch den ansteigenden Uferwald schlängelte.

Auf dem höchsten Punkt der Waldhöhe angelangt, gab Kimsa seinem weißen Kameraden einen Wink und führte ihn eine kleine Strecke seitlich durch den Busch, während seine Landsleute auf dem Weg weitergingen. Dann blieb er stehen, schob das dichte Buschwerk auseinander und nickte Tetjus zu. Er schaute durch die Lücke und erblickte unter sich einen freien, ebenen Platz, auf dem in einem weiten Kreise nackte Indianer, die sich an den Händen hielten, einen reigenartigen Tanz vollführten, wobei sie zu dem raschen Wirbel der Trommeln den Boden mit den nackten Füßen stampften. Gespannt sah Tetjus diesem fremdartigen Schauspiel zu, bis ihn Kimsa fortzog. „Hochzeit!“ sagte er. Die vorausgeeilten Reisegefährten hatten seine Ankunft dem Häuptling, Kimsas Vater, bereits gemeldet, und als Kimsa seinen weißen Freund aufforderte, in das Haus einzutreten, erhob sich der alte, riesenhafte Indianer von seinem niedrigen Sitz und ging auf Tetjus zu, wobei er ihm eine Kürbisschale voll Masato anbot. Tetjus wußte längst, daß das Anbieten dieses Getränkes ein freundschaftlicher Willkommensgruß ist und daß man die angebotene Schale auf einen Zug leeren mußte. Er tat dies auch, wenngleich der Masato sehr säuerlich schmeckte. Der alte Indianer lud ihn mit einer Handbewegung ein, neben ihm Platz zu nehmen, wobei er bemerkte, daß der Gang des Riesen ein ziemlich schwankender war, so daß er, als er sich hinsetzte, beinahe das Gleichgewicht verlor, worüber ein laut schallendes, herzliches Gelächter ausbrach. Aber auch die übrigen Männer, die im Kreise um den riesigen Tonkrug hockten, mußten dem Masato schon reichlich zugesprochen haben, was aus dem lauten Reden und Gelächter der sonst schweigsamen braunen Männer hervorging.

Das Tanz- und Trinkfest, das zu Ehren einer Hochzeit eines jungen Indianers stattfand, dauerte drei Tage, wovon dieser der erste war. Tetjus schlief in der ersten Nacht im Hause des Häuptlings, ebenso wie alle anderen Männer auf den federnden Boden aus wildem Zuckerrohr ausgestreckt. Am anderen Tag sagte er zu Kimsa, er möchte sich wohl gelegentlich gerne ein eigenes Haus bauen, wenn er vielleicht länger hierbleiben sollte, was er selbst noch nicht wußte. Als er dies zum Ausdruck brachte, wurde Kimsa traurig. „Du nicht mehr fortgehen“, sagte er ganz bestimmt. Auch versprach er, ihm beim Bauen eines Hauses behilflich zu sein. Nur meinte er, es habe keine Eile und es gäbe „viel Zeit“.

Tetjus gab sich zunächst zufrieden. Und wirklich war es eines Tages so weit, daß sein Haus gebaut werden sollte. Sie hatten eine schöne Stelle ausgemacht und begannen zunächst damit, die vielen Bäume zu roden.

Kimsa holte dann junge, oben gegabelte Stämme heran, die sie in die Erde gruben, worauf sie oben Querstangen legten und ein einfaches Dachgebälk errichteten. Alle Verbindungen wurden mit gespaltenen Lianen gebunden. Dann flocht Kimsa sehr langblättrige Palmzweige ineinander und befestigte sie auf dem Dachgebälk, dergestalt, daß sie von

unten nach oben gleich Schindeln übereinanderlagen. Zuletzt setzte er einen kunstvoll geflochtenen Dachreiter auf den First. So hatte er auf Indianerart ein regendichtes Dach geschaffen, das, wie er sagte, sehr lange dicht bleiben würde. Zu dem Bau dieser Hütte, die Raum bot für eine trockene Feuerstelle und den Schlafplatz, war nicht ein einziger Nagel verwendet worden, und doch hielt sie gegen Wind und Regen stand.

Der unermüdliche Kimsa ergänzte den Haushalt seines weißen Freundes mit allerlei Kleinigkeiten. So brachte er ihm eine große Kürbisflasche zum Wasserholen, Schüsseln und Teller aus Kürbisschalen und einen tönernen Topf zum Kochen, und Tetjus schnitzte sich alsbald Löffel und Gabel aus Hartholz.

Nach und nach ging Tetjus daran, sich eine eigene Pflanzung anzulegen und mit den Samen und Stecklingen, die ihm Kimsa brachte, Mais und Zuckerrohr, Reis, Bohnen, Zitronen und Flaschenkürbisse zu pflanzen. Dabei lernte er Früchte und Produkte kennen, die ihm noch unbekannt waren, wie die Chirimoya, die wie ein aus vielen Süßigkeiten zusammengesetztes Fruchteis schmeckte, die Palta, eine Fleischpastete in Fruchtgestalt, die Granadilla, die eine Arzneifrucht war, und viele andere. Auch Pfeffer wuchs auf dem Ajistrauch, und Kimsa brachte ihm aus den Felsen gebrochenes Steinsalz. Als er ihm auch Bogen und Pfeile brachte, damit er deren Gebrauch lerne, schenkte ihm Tetjus sein Gewehr. Es war zwar wertlos, denn noch immer hatten sie keine Munition, und es bestand auch keine Aussicht, welche zu bekommen. Dennoch war dieses Geschenk das großartigste und wertvollste, das er ihm geben konnte. Kimsa hatte sich nie träumen lassen, daß er jemals in seinem Leben einen so herrlichen Gegenstand besitzen werde.

König des Waldes

Tetjus hatte sich damals ein Kerbholz zugelegt, auf dem er jeden Tag, den er bei Kimsas Stamm verbrachte, mit einem Kerb einschnitzte. Nun betrachtete er sie sich. Es waren längst deren mehrere, aus den Tagen waren Wochen, aus den Wochen Monate und aus den Monaten Jahre geworden. Das stattliche und schönste, mit Schnitzereien verzierte Holz wies oben drei doppelte Schnitte auf, und das hieß: drei Jahre.

Er selbst und alles um ihn herum hatte sich in dieser Zeit sehr verändert. Neben der ersten, von Kimsa errichteten niedrigen Hütte stand ein geräumiges Haus, und die Hütte daneben versah die Bestimmung eines Küchenraumes, in dem das immerwährende Feuer eines Baumstammes glomm, den die Indianer „das ewige Holz" nannten. Das starke Dachgebälk und das doppelte Blätterdach ruhten auf den mächtigen Säulen eisenharter Palmenstämme, sein Holzboden lag zum Schutze vor Ameisen und Schlangen einen Meter hoch über der Erde, und der nach vorne offene Innenraum war durch Zwischenwände in zwei Gemächer abgeteilt. Schwere, unermüdliche und nie endende Arbeit hatte dies alles zustande gebracht und eine Geschicklichkeit, wie sie nur lange Erfahrung hervorbringen kann.

Wer sich im Hause genauer umsah, der konnte allerlei eigenartige Gegenstände gewahr werden. Da waren Flaschen, Schüsseln und Schalen aus ausgehöhlten Kürbissen, Riemen und Gürtel von Wildschweinhaut, eine Zahnbürste von Wildschweinborsten, große Schüsseln aus dem Panzerleib des Gürteltiers und den riesigen Schildpattschalen der Schildkröten, aus Lianenfasern geflochtene Angelstricke und eine ebensolche Hängematte, Halsketten von Muscheln und Jaguarzähnen, Bogen und Pfeile und Pfeilspitzen, Angelhaken und verschiedene aus Eisenholz und starken Fischknochen gefertigte Werkzeuge. Und wer noch genauer suchte, der entdeckte einen hölzernen Kamm, ein Holz, das auf sinnreiche Weise eine Rasierklinge hielt, einen marmorglatten Schleifstein, Seifen- und Parfümfrüchte, fein gesiebte Holzkohle zum Zähneputzen und eine zierliche Flöte aus Schilfrohr.

Tetjus, groß, breit und ruhig geworden, war nicht mehr wiederzuerkennen. Von seinen ehemaligen Kleidungsstücken existierte längst kein Faden mehr. Er trug, seit er auch seinen Gummiponcho nicht mehr als Hemd verwenden konnte, zum Schutz gegen die Sonne einen solchen aus braun- und gelbgestreifter Baumwolle, ein Geschenk von Kimsa, das ihn bis zu den Knien bedeckte. Seine Kopfbedeckung, die er zum Schutze gegen die Sonnenglut im Freien tragen mußte, da er nicht über den dichten, schwarzen Haarpelz der Indianer verfügte, war eine aus feinem Bast geflochtene, hohe Mütze.

Man könnte annehmen, daß er nach so langer Zeit nicht mehr daran gedacht habe, sich seines Bartes zu entledigen, da er ja einstmals nur ein einziges kleines Päckchen Rasierklingen mitgebracht hatte. Dem war aber nicht so, sondern er behandelte und bewahrte diesen kostbaren Gegenstand mit großer Sorgfalt und Geduld, und das hatte seinen besonderen Grund. Die Indianer, die keinen Bartwuchs kannten, fanden Haare im Gesicht häßlich, und nicht nur die Männer, sondern noch mehr die Frauen. Ja, einige Indianerinnen hatten ihn in der ersten Zeit sogar wegen seines blonden Haares, das sie weiß nannten, ausgelacht, bis die älteren Männer ihnen dieses respektlose Gelächter verbaten. Dieses Lachen war gleichwohl ein recht unschuldiges gewesen, denn diese Weiber glichen noch mehr als die Männer unerfahrenen Kindern, denen alles, was sie noch nie gesehen haben, komisch erscheint, und darum nahm ihnen Tetjus, der dies überlegte, ihr Lachen auch nicht übel.

Auch seine Pflanzung hatte er im Laufe der Zeit immer mehr vergrößert, sie war größer als alle Pflanzungen seiner braunen Nachbarn zusammen, und nun waren sie es, die nicht selten zu ihm kamen und sich Lebensmittel holten, so wie er es einstmals gemacht hatte. Und sie verehrten ihn nicht nur darum, sondern wegen seines jederzeit gerechten und hilfreichen Verhaltens, in dem er ihnen wie ein Kamerad und Bruder und trotz seiner Jugend wie ein fast väterlicher Freund erschien. (Fortsetzung folgt)

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Möbius, Privat-Archiv, P. J. Hoffmann Archiv, Reichsbund deutscher Seegeltung, Rondophot, Bildstelle Gebiet Westmark, P. B. Z., Werner Hager, Atlantic, NSV.-Reichsbildarchiv, Bernhard Muchow. — Die Zeichnungen sind von: Wendt, —nicki, Erich Haase.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt:
Wilhelm Utermann, Berlin

Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91. Postscheckkonto: Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland RM. 1,28 einschließlich Porto. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.





EM-GE ist das, was Sie suchen!
Luftgewehre und Luftpistolen als Einzel- und Mehrlader mit vorzügl. Schußleistung
STARTPISTOLEN
Bezug durch den Fachhandel. Liste frei!
Moritz & Gerstenberger
Waffenfabrik
Zella-Mehlis 8 (Thüringen)

Die weltberühmte
HOHNER
Gratiskatalog 64 Seiten, insges. 164 Abb., alle Instrumente originalfarbig. 10 Monatsraten.
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
München, Kaufingerstr. 10

„Völkischer Beobachter“
in jedem
deutschen Haus

Nachrichten-Geräte aller Art
Morseapparate, Lehr- und Schulgeräte, Feldkabel, Fernsprechbaugerät
Rudolf Jetter
Berlin-Tempelhof, Berliner Str. 40





Großer reichhltg. Katalog 6 umsonst. Leichte An- und Abzahlung.
Versandhaus:
Josefine Ranft
Pausa i.V. 4

Du weißt es aus der Wilhelmstraße durch den **„Völkischen Beobachter“**

Luftgewehre Pistolen Karabiner
Ferngläser von 2,– RM. ab, Luftpistolen usw. Billigst! Direkt vom Waffen-Versand-Haus
Suhl I/121



sind überall beliebt und hervorragend im Schuß
Fr. Langenhan
Zella-Mehlis
Gewehr- und Fahrradfabrik
Gegr. 1842

Musikkatalog umsonst.
Neue u. gebrauchte / Conrad Eschenbach, Markneukirchen 7



14 Tage Sprachunterricht

nach der **bewährten** Methode

Toussaint-Langenscheidt

vollständig kostenlos!

Toussaint-Langenscheidt erfordert keine Vorkenntnisse, keine besondere Begabung. Volksschulbildung genügt. Für jeden geeignet. Tausende von Schülern und Schülerinnen haben mit bestem Erfolg danach gelernt, ihre Zensur verbessert und sich gute Voraussetzungen für späteres Vorwärtskommen geschaffen.

Toussaint-Langenscheidt verhalf mir zu einer 1! Ich habe drei Jahre in der Schule Französisch gelernt, aber in jener Zeit nicht das gelernt, was ich durch ihre Probelektion erlernte. In der letzten Arbeit hatte ich eine 3. Heute bekam ich eine 1. Nun kann ich am Radio vieles verstehen, ebenso auch vieles aus der französischen Zeitung usw. lesen. *Gisela Hehner, Schülerin, Nassau, Kaltbachstr. 10 (28. 2. 39)*

Ich kann mir nicht vorstellen, daß es etwas Besseres gibt. Ich besitze Ihren Kleinen Toussaint-Langenscheidt Italienisch. Ich habe festgestellt, daß gerade durch Ihre Methode in hervorragender Weise das Sprachgefühl geweckt wird. Ich habe keine Last an dem in der Schule so beliebten „Pauken“ unregelmäßiger Verben. Im Kleinen Toussaint-Langenscheidt werden die Formen fast unbewußt an den Lernenden herangetragen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es etwas Besseres gibt. *I. R. Lühr, Lichtenberg 118 (22. 1. 39)*

Ich kann Ihre Methode wirklich jedem empfehlen. Ich bin jetzt bei der 5. Lektion, kann schon spanische Zeitungen lesen und bin auch imstande, die spanischen Radioansager ganz gut zu verstehen. Ich kann Ihre Methode also wirklich jedem empfehlen. Ich betreibe das Sprachstudium aus beruflichen Gründen und hoffe, später auf Grund meiner Kenntnisse eine Anstellung in einer Auslandsfirma zu erhalten. *Günther Reinhard, Schüler, Köln-Klettenberg (12. 1. 39)*

Das sind nur drei von den täglich eingehenden Erfolgsberichten. Auch du wirst es schaffen, versuche es nur. Teile uns auf nebenstehendem Abschnitt mit, welche Sprache du erlernen willst. **Wir senden dir dann Lehrmaterial für 14 Tage kostenlos und portofrei zu.** Es braucht nicht zurückgesandt zu werden. Du gehst damit auch keinerlei Verpflichtung z. Kauf oder Abonnement ein. Sende den Abschnitt heute noch ab!

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt) K. G. Berlin-Schöneberg 835

Bitte, recht deutlich zu schreiben!

Ich ersuche um Zusendung der in der „Jungen Welt“ angebotenen Probelektion der

.... Sprache, kostenlos und unverbindlich

Name: ....

....

Ort u. Post: ....
835

....

Straße: ....

Berücksichtigt unsere Inserenten!



50000 Hess-Harmonikas allein 1938 an Private geliefert!

10 Knopftast. 4 B 8.- an
21 Knopftast. 8 B 16.- an
Clubab 26.-

Mit Rund-schliff-stimmen

Chrom. Klavierh.
21 Tasten 8 Bässe 20.- an
25 „ 12 „ 33.- „
25 „ 24 „ 45-52.- M.

Garantie!

30 Tasten 24 Bässe 65.- an
34 „ 48 „ 81.- „
34 „ 80 „ 88.- „
41 „ 120 „ 120.- „

Katalog umsonst! Teilzahlung! Täglich Dankschreiben!



Alle Musikinstrumente so preiswert in großer Auswahl

Alle Musik von Hess Nachf.
Klingenthal-Sa. 5



die Füße pflegen!
Wundlaufen
Fußschweiß
verhütet und beseitigt Gerlach's Fußkrem
Gehwol



Dose 40, 58, 80 Pf. in Apothek. u. Drogerien



Geh' mit der Zeit, lies den „Völkischen Beobachter"!

Turn-, Sport-, Box-Geräte
Wünsche & Co. – Kemnitz/Oberlausitz
KATALOGE KOSTENFREI!

UNTERRICHT

INGENIEURSCHULEN



Maschinenbau · Flugzeugbau · Elektrotechnik
Stark-, Schwachstrom- u. Luftfahrttechnik

PROSPEKT 35 KOSTENLOS

Staatliche Ingenieurschule
Hildburghausen
Abt. A: Maschinenbau
„ B: Elektrotechnik



Thüringen Druckschriften kostenlos

Ein Abzug ohnegleichen

„Ein idealer Abzug, der Veränderungen oder gar ein Versagen der Druckpunktstellen gar nicht kennt."



Klein-Kaliber-Büchsen

Carl Walther, Waffenfabrik
Zella-Mehlis B 36

Da Sie schreiben können können Sie auch ZEICHNEN

Die erfolgreiche Methode unseres **brieflichen** Unterrichtes gibt Ihnen die Möglichkeit, **unabhängig von Zeit und Ort** in Ihrem eigenen Heim **unter ständiger Aufsicht erfahrener Künstler** das Zeichnen auch für berufliche Zwecke schnell zu erlernen.
Kurse für Zeichnen, Schrift, Reklame, Mode, Dekoration, Raumgestaltung usw.

Schüler-Skizze

Von Schülern illustr. Prospekt frei
Heim-Studio für Zeichenunterricht
Berlin W 15/8, Fasanenstr. 45





OELDICHT
RHEINISCH-WESTFÄLISCHE SPRENGSTOFF-A.-G. NÜRNBERG



Kurse Oktober, November, Januar
Im Studentenhaus Charlottenburg, Hardenbergstr. 34, am Steinplatz, Philharmonie Berlin, Bernburger Straße 23, Rheingold am Potsdamer Platz und Bismarcksäle Spandau.
Prospekt kostenfrei durch
Sekretariat Glaw
Berlin-Alt Gatow 47. Tel. 37 20 53

„Völkischer Beobachter"
DIE ZEITUNG DES VOLKES

Schlapp machen oder fußkrank kommt nicht in Frage, wir pflegen Körper u. Füße mit Siamo Balsam

„Völkischer Beobachter"
ein Garant
deutscher Selbstbehauptung

